



4
29

FOTOGRAFIEN

AUS DEM

UNGARISCHEN

REICHSTAGE.

(Hertzka Tódoról.)



7.

PEST, 1869.

IN COMMISSION BEI CARL GRILL'S HOEBUCHHANDLUNG.

CHRISTOPPLATZ NR. 4.

DEBALLAGI MÓR

An den Leser!

Ich halte es für überflüssig, daraus ein Hehl zu machen, dass bei Zusammenstellung dieses Werkchens etwas politische Tendenz mit unterlaufen ist, dass die Schilderung einzelner Charaktere aus den Reihen der nun abgetretenen ungarischen Reichstags-Abgeordneten nicht mein alleiniger Zweck gewesen, dass vielmehr die Charakterisirung der Parteien, aus denen der Reichstag zusammengesetzt gewesen, mir auch vor Augen geschwebt, ja, dass ich meine subjective politische Anschauungsweise als Massstab bei Beurtheilung der Personen wie der Parteien angelegt habe. Ich glaube dies Bekenntniss dem Leser schuldig zu sein, damit er meinem Urtheile keinen höheren Werth beilege, als demselben von Rechtswegen zukommt. Auf strenge Objectivität muss der Leser verzichten — aber als Ersatz kann ich ihm die rücksichtsloseste Aufrichtigkeit und die Beobachtung jener Gewissenhaftigkeit versprechen, die keine Meinung abgibt, wo nicht eigene Anschauung, sorgfältige Beobachtung und die Vertrautheit mit allen Verhältnissen dazu berechtigen. Ich werde Niemand und Nichts besprechen, den und das ich nicht genau kenne, und meine Kritik wird stets "meine tiefinnerste Ueberzeugung wie-

dergeben. Und um dem Leser volle Klarheit über den relativen Werth dieser Ueberzeugung und der aus ihr hervorgehenden Kritik zu bieten, will ich auch die Gesichtspunkte kennzeichnen, von denen ausgehend, ich Personen und Prinzipien beurtheilt habe.

In meinen Augen hat nur jene Politik Werth, die zur Freiheit führt; das Streben nach staatlicher Selbstständigkeit gewinnt in meinen Augen nur dann Bedeutung, wenn es mit dem Streben nach Freiheit vereint ist. Wenn durch ein höheres Ausmass der staatlichen Selbstständigkeit ein höheres Ausmass der Freiheit — gleichviel ob der politischen oder socialen — erreicht wird, werde ich mit aller Energie nach grösserer Selbstständigkeit ringen und kein Opfer für deren Erreichung scheuen; wenn die grössere staatliche Selbstständigkeit ohne Einfluss auf die Freiheit ist, wird sie mir gleichgültig erscheinen, und wenn vollends die Freiheit auch nur im Entferntesten durch ein Ringen nach grösserer Selbstständigkeit gefährdet werden sollte, so werde ich dieses Ringen für entschieden verdammenwerth halten.

Sodann bin ich in der Politik Feind jeder Unklarheit, jeder Begriffsverwirrung und aller Bestrebungen, die über die verfügbaren und nothwendigen Mittel mit sich nicht im Reinen sind.

Schliesslich habe ich mich niemals dazu verstehen können, Vorurtheile — sie mögen welcher Natur immer sein — für Zeichen des Liberalismus zu halten. Nationaler Dünkel ist mir verhasst, selbst wenn meine eigene Nation ihn hegt, religiöse Intoleranz verabscheue ich, selbst wenn sie gegen die Bekenner einer mir fremden Religion geübt wird; und wenn daher eine Partei sich für lieberal und demokratisch hält, weil sie den Katho-

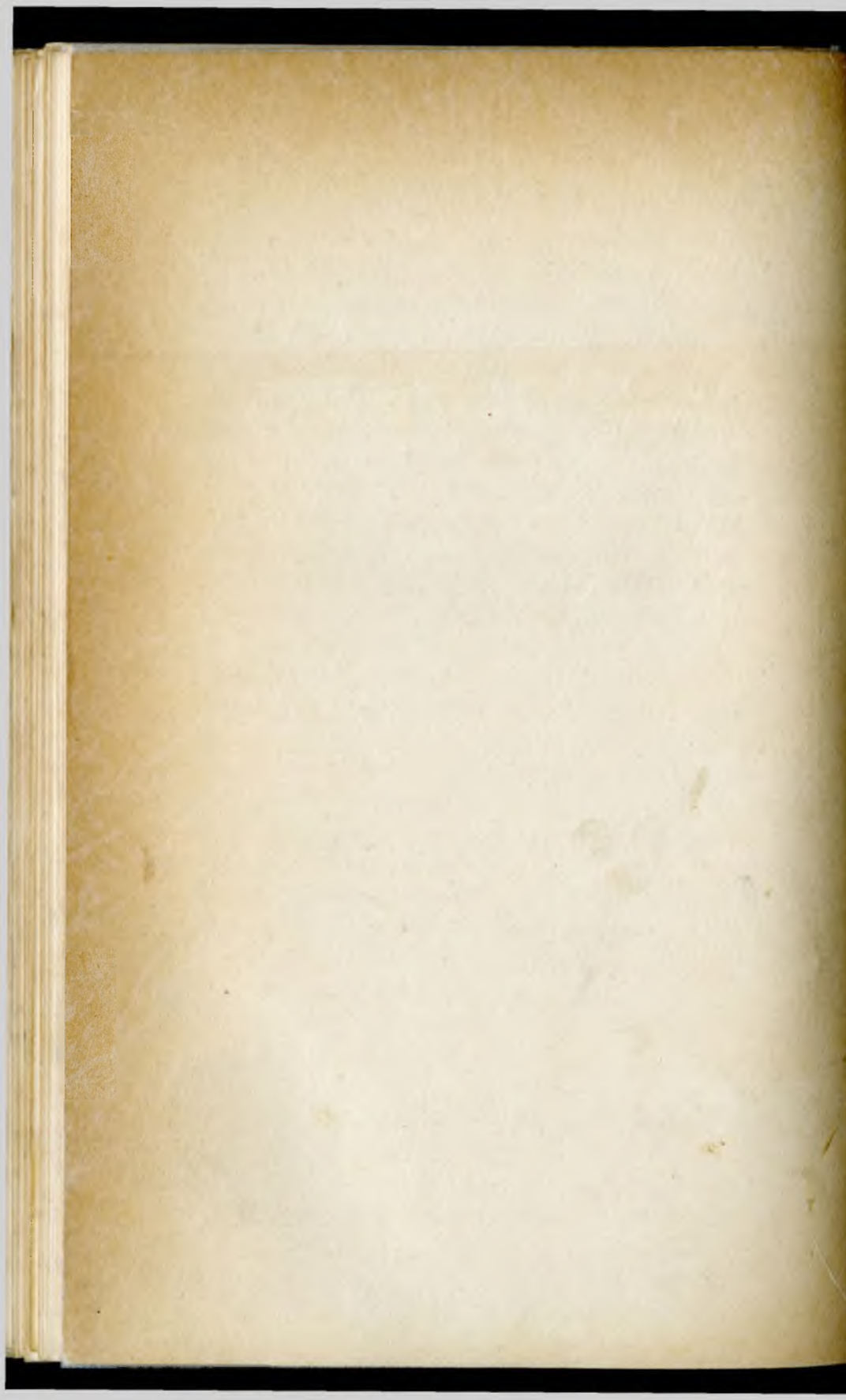
liken hasst und den Deutschen verachtet, so werde ich sie einfach für unzurechnungsfähig halten.

Dies mein politisches Glaubensbekenntniss, welches mich bei Beurtheilung des politischen Charakters meiner Helden geleitet hat. Wer anderer Ueberzeugung ist, der wird die von mir geübte politische Kritik ungerecht finden, wer aber denselben Prinzipien huldigt, der wird mir die Anerkennung nicht versagen können, dass ich schonungslos zwar, aber nur durch das Prinzip geleitet, meine Meinung abgegeben.

Was ich dem Leser sonst noch zu sagen hätte wird derselbe nach Durchsicht der ersten par Seiten dieses Büchleins wohl auch allein herausfinden.

Pest, im December 1868.

Der Verfasser.



Graf Julius Andrassy, der Ministerpräsident ist ein interessant aussehender, blasser, schlanker Herr, mit üppigem Haarwuchse und stets tadelloser Toilette. Man hält ihn für einen hochmüthigen Aristokraten, doch sehr mit Unrecht; Graf Andrassy ist stolz, aber nicht hochmüthig, am wenigsten stolz auf seine aristokratische Geburt. Er pflegt allerdings Leute, die sich ihm allzuvertraulich nahen, barsch genug zurückzuweisen — wenn er nämlich ihre Berechtigung, sich ihm zu nahen, nicht anerkennt; diese Berechtigung aber verleiht in seinen Augen nicht aristokratische Geburt und nicht Reichthum, sondern in erster Reihe geistige Begabung und Verdienst. Er zeigt sich in gleicher Weise stolz und abwehrend gegen den unfähigen Aristokraten wie gegen den untauglichen armen Schlucker und er begegnet mit gleicher Zuvorkommenheit dem ärmsten Plebejer, dessen Talent er respektirt, wie dem tüchtigsten Standesgenossen. Um den Ministerpräsidenten als Privatmann kennen zu lernen, dazu bieten dessen Soiréen die beste Gelegenheit. Die Gäste werden dort beim Entrée nicht angemeldet und nicht empfangen; eine sehr gute Einrichtung, die den Hausherrn der Mühe enthebt, gleichgültigen Leuten Artigkeiten sagen zu müssen, und manchen der Gäste der Verlegenheit, gleich beim Empfange Unge-

schicklichkeiten zu begehen, wie z. B. bei der Soirée eines anderen unserer Minister, der alle seine Gäste einzeln begrüsst und dem ein geladener hiesiger Spiessbürger die Hand ergriff und so energisch schüttelte, dass der Minister zwei Tage lang keine Feder halten konnte und der Gast vor Schreck ob seines Attentates fast ohnmächtig und hinterher zwei Wochen lang bettlägerig wurde. Graf Andrassy zeigt sich seinen Gästen gewöhnlich erst gegen 10 Uhr; er schlendert dann so gemüthlich und theilnahmslos umher, als ginge ihn eigentlich das Arrangement seiner Soiréen nichts an, oder als wäre er sein eigener Gast. Er plaudert mit Jedermann, der ihm in den Weg kommt oder der ihn anspricht, mit dem Einen Politik, mit dem Andern Stadtklatsch, mit Dem heiter lachend, mit Jenem ernsthaft und tiefsinnig — mit Keinem aber herablassend. Herablassung, diese widerliche Mischung aristokratischen Dünkels und heuchlerischer Freundlichkeit, kennt Graf Andrassy nicht. Er nimmt die Menschen wie sie sind als Seinesgleichen, oder er lässt sie ganz stehen, aber er vermeint niemals, sich zu ihnen herablassen, oder sie zu sich hinaufheben zu müssen.

Doch verfolgen wir einmal den Wirth auf seinen Kreuz- und Querzügen. „Exzellenz geruhen“ . . . spricht ihn ein gemüthlich aussehender, beleibter Sectionschef an; Andrassy lässt ihn das „sehr wohl auszusehen,“ oder was sonst Interessantes folgen sollte, nicht zu Ende sprechen, sondern unterbricht ihn: „Ja, ich geruhe Zeit für Sie zu haben; vorerst erzählen Sie mir rasch, was für ein Bewandniss es mit dem Gesuche der X. Y.'er Gemeinde hat; dann aber will ich geduldig ihre Wünsche in der andern bewussten Sache anhören, um derentwillen Sie mich doch eigentlich angesprochen haben.“ Der Sectionschef erzählt sehr rasch die Geschichte von dem

Gesuche und setzt hierauf ausführlich sein eigenes Anliegen auseinander. Der Graf antwortet mit einem kurzen: „ich werde sehen“ und schlendert weiter. Baron S. und Graf C. nahen sich ihm; Andrassy macht, als er sie bemerkt, auf den Absätzen Kehrt und fasst einen in der Nähe stehenden Abgeordneten unter den Arm, mit dem er sich in ein tiefsinniges Gespräch über die Dressur der Jagdhunde versenkt, nachdem er ihm zugeflüstert: „Lasse mich nicht aus, bevor jene Zwei sich entfernen; die Nachteulen sind mir entsetzlich zuwider.“ Doch die „Nachteulen“ wanken und weichen nicht, sie verfolgen ihr Opfer unablässig mit den Augen und die Hundedressur ist nahezu erschöpft. Da erblickt Graf Andrassy im Nachbarsaale einen Journalisten, mit dem er ohnehin ein Hühnchen zu rupfen hat; er manövriert so geschickt, dass es ihm gelingt, sich zwischen die Thüre und seine Verfolger zu postiren, schüttelt dann plötzlich dem Abgeordneten die Hand und schreitet rasch auf den Journalisten zu, der nichts Böses ahnend, behaglich auf einem Fauteuille sich wiegend eine Eischokolade studirt und den er in dem Augenblicke erreicht, wo Baron S. und Graf C. ihn ansprechen: „Lieber Freund . . .“ „Ah, sehr erfreut,“ wendet sich Andrassy an die Beiden, „erlauben Sie nur einen Augenblick! Geschäfte von höchster Wichtigkeit!“ Die Zwei ziehen sich verstimmt zurück und Graf Andrassy fährt grimmig auf den Journalisten los, der seine Chokolade seufzend bei Seite stellt, und sich aus dem weichen Fauteuille erhebt. „Sie haben mich allerliebste blamirt! Versprechen mir zu schweigen, so lange E. A. hier ist, und greifen ihn dann in einer Weise an, dass ich ihn und seine ganze Sippe seit drei Tagen am Nacken habe. Mir scheint gar, das macht Ihnen gar noch Vergnügen.“ Der Journalist antwortet hierauf etwas,

was den Minister sichtlich interessirt, denn er zieht Ersteren auf den Fauteuille nieder, rollt einen anderen in die Nähe und setzt sich selbst darauf. Es wird dann lange und heftig hin- und hergesprochen, der Minister geräth noch einigemal in Zorn, der Journalist endlich auch, so dass es fast aussieht, als zankten sie ein wenig — natürlich in leisen, flüsternden Tönen, wie es sich für ein ministerielles Parquet geziemt. Schliesslich tritt eine Veröhnung ein; der Graf versinkt in tiefes Sinnen, welches der Journalist dazu benutzt, seine vernachlässigte und hierüber aus Wehmuth halbzerflossene Eischokolade hervorzuholen und mit schmerzlicher Resignation auszulöffeln. Dann springt Graf Andrassy auf, sagt seinem Vis-a-vis einige Worte, die dieses mit Erstaunen vernimmt, und dann zustimmend mit dem Kopfe nickt, schüttelt ihm die Hand — und wird im Abgehen von dem Baron und dem Grafen, auf die er ganz vergessen hatte, in Empfang genommen. „Verehrtester! wer war denn der Mensch, mit dem Sie so angelegentlich plauderten?“ fragt Graf C. „Ich weiss es nicht genau“, lautet die Antwort. „Ich glaube er heisst Fleckeles oder Hirsch Löw — jedenfalls ist er ein Jude.“ Die Zwei fahren entsetzt zurück und greifen nach ihren wohlparfumirten Taschentüchern, welche Gelegenheit der Minister benützt, um ihnen ein drittes Mal zu entwischen.

Wir wollen ihn auf seiner Flucht nicht weiter verfolgen; ich glaube dem Psychologen in dem Bisherigen genügende Anhaltspunkte zur Beurtheilung des Salonmannes Andrassy geboten zu haben und will mich jetzt dem Redner Andrassy zuwenden.

Einen Schönredner sucht man im Grafen Julius Andrassy vergebens. Abgesehen davon, dass sein Magyarisch von einem — wenn auch kaum bemerkbaren oberländi-

schen, vulgo slovakischen — Accent angehaucht ist und dass er ein kleinwenig stottert, sind ihm auch glänzende Redewendungen fremd, er spricht schlicht, ja trocken, woran man hierzulande nicht gewöhnt ist. Trotzdem ist er unstreitig der interessanteste Redner des ganzen Reichstages; es ist kein Gegenstand so abgenützt und keine Debatte dermassen erschöpft, dass er ihr nicht eine neue, noch nicht beleuchtete Seite abzugewinnen vermöchte. Deák's Reden haben das Eigenthümliche, dass man, wenn er spricht, stets das zu hören glaubt, was man selbst gedacht, nur in mehr übersichtlicher, logischer und überzeugender Weise zusammengefasst, klarer, fasslicher zusammengestellt, als bei irgend einem anderen Redner. Andrassy hingegen überrascht stets den Hörer; er greift die Gegner von einer Seite an, wo sie es am wenigsten vermutheten, er führt Argumente ins Feld, an die Niemand gedacht.

Deshalb beschliessen Deák's Reden gewöhnlich die Debatten, während die Andrassy's ihnen eine neue Wendung geben.

In seinen Worten ist Graf Andrassy nicht sonderlich wählerisch, ja er liebt es, die Opposition zu reitzen und gar oft folgt seinen Aeusserungen ein tobender Sturm des Widerspruches Seitens der verletzten Gegner. Namentlich Ghyczy ist die Zielscheibe seiner rücksichtslosesten Angriffe, und er wählt in der Regel den Zeitpunkt für seine Reden unmittelbar nach den Reden dieses Führers der Opposition. Es mag wohl seinem offenen, derben und chevaleresken Wesen, das süssliche, leise Auftreten des Abgeordneten von Komorn verhasst sein, verhasst in dem Grade, dass er oft dessen Gebahren geradezu zum Gegenstande seines Spottes, seiner Persiflage macht. Selbstverständlich lässt Jener dies nicht vergeltungslos

über sich ergehen, und es kommt hierüber nicht selten zu stürmisch erregten Szenen, bei denen aber die Empfindlichkeit Ghyczy's gegen die scharfe Kälte Andrassy's in der Regel den Kürzeren zieht. Ghyczy klagt und jammert, Andrassy spottet — selbstverständlich hat Letzterer die Lacher auf seiner Seite. Es ist übrigens diese aggressive Scharfe des Ministerpräsidenten nicht immer klug und wohlangebracht; mehr als einmal schon hat er durch dieselbe seiner Sache empfindlich geschadet, wenn es ihm auch gelungen war, die Person des Gegners auf's vollständigste lächerlich zu machen. So wäre z. B. Ghyczy und mit ihm die ganze Linke schwerlich aus der Delegation getreten, wenn Andrassy die Inconsequenz des Parteiführers in seinen Ansichten über das fragliche Institut, nicht so schonungslos dem öffentlichen Gelächter preisgegeben hätte. Zwar hat die Linke durch ihr trotziges „Nichtmitspielen“ mehr sich selbst, als der Delegation geschadet — aber es ist nichtsdestoweniger unklug, die Gegner zum Aeussersten zu reitzen. — Oder wünschte in diesem speciellen Falle die Deákpartei dieses Aeusserste? Dann allerdings war die erwähnte Rede Andrassy's ein Meisterstück.

Als Staatsmann und Minister besitzt Graf Andrassy in allen seinen Handlungen das unverkennbare Gepräge der Genialität. Wie die meisten Genies ist auch er überaus leichtsinnig, leichtsinnig aus dem Grunde, weil er das Bewusstsein hat, einen begangenen Verstoß oder eine Unterlassungssünde leicht wieder gut machen zu können. Wenn alle seine Collegen rathlos einem unvorhergesehenen Ereignisse gegenüberstehen, findet sein elastischer Geist — oft ohne tieferes Nachsinnen — in der Regel das beste, einfachste Auskunftsmittel. Keine Verlegenheit ist so gross, keine Lage so schwierig, dass

sie ihm ernstliche Besorgnisse einzufliessen vermöchte. „Wir werden schon machen“, ist seine erste Antwort, und in der That hat er gar bald gefunden, was zu machen sei. Hiebei leistet ihm seine Gabe, die Menschen auf den ersten Blick zu durchschauen, sie und ihre Triebfedern richtig zu beurtheilen, die trefflichsten Dienste. Er war der Erste, der die Männer der äussersten Linken in ihrer ganzen geistigen Armseligkeit erkannte; ihm genügte es, die Herren Madarász und Patay zu kennen, um zu wissen, dass von diesen Leuten keine ernstliche Gefahr drohen könne. Deshalb widersetzte er sich auch jeder, gegen das Treiben derselben zu richtenden, Präventivmassregel. „Lassen wir sie nur ungestört gewähren und die Herren werden sich bald lächerlich gemacht haben“. Er hatte richtig gerechnet: eine Verfolgung dieser Herren von der äussersten Linken hätte ihnen vielleicht den Nimbus des politischen Märtyriums verschafft. So aber störte sie Nichts; es folgten in rascher Reihenfolge die Heldenthaten von Heves, Borsód und Félegyháza, die Affairen Asztalos, Willi Madarász und Bala. Die äusserste Linke hatte bald aufgehört, eine politische Partei zu sein. Das „Laissez faire“ ist im Allgemeinen der Lieblingsgrundsatz des Ministerpräsidenten; er ist grundsätzlich dem Vielregieren abgeneigt, schreitet nur dort ein, wo dies eine dringende, nicht mehr zu umgehende Nothwendigkeit geworden und auch dann am liebsten mit den kleinsten, einfachsten Mitteln, ohne viel Geräusch und mit möglichst geringer Bewegung des Regierungsapparates. Mit eine Ursache hievon mag auch sein, dass Graf Andrásy stets und Alles im rosigsten Lichte sieht, dass er der Ueberzeugung lebt, die Dinge gingen auch ohne viel Zuthun den besten Weg und dass eine Gefahr sehr gross sein muss, ehe er sie als solche

anerkennt. In inneren Fragen neigt Graf Andrassy in der Regel zu der liberalsten Auffassung, wie dies schon eine Consequenz des „Laissez aller, laissez faire“ ist. Eine Ausnahme macht nur das Militärwesen, dem er nicht abgeneigt ist; die Rücksicht auf die Machtstellung des Landes nach Aussen wird ihm stets zu Opfern bereit finden. Daraus folgt auch, dass er in der äusseren Politik ein Freund der Energie und der kräftigen Initiative ist. Sein Optimismus verlässt ihn auch hier nicht; er mag vielleicht das Zeug in sich fühlen, in der Stunde der Entscheidung sein Land zu flammender Begeisterung und Opferfreudigkeit hinzureissen, und er fürchtet daher keine Gefahr. Besonders nachdem das Landwehrgesetz votirt ist, wird er vor Nichts zurückschrecken, denn er ist überzeugt, dass die ungarische Honvédarmee in einer Hand, welche sie geschickt zu gebrauchen versteht, unbesiegbar sein wird. Es ist daher meine Ueberzeugung, dass wenn er auch fernerhin jenen Einfluss auf die Leitung der äusseren Angelegenheiten behalten wird, den er gegenwärtig in hohem Masse besitzt, der Monarchie keine Herausforderung ungestraft wird geboten werden dürfen. Den Krieg wünscht er nichtsdestoweniger nicht, erstens da er der Ansicht ist, dass auch ohne Krieg Alles den besten Weg nehmen wird, zweitens weil er Eroberungen auf jener Seite, wo dieselben für die Monarchie doch einzig möglich sind, nämlich im Süden, auf's Entschiedenste perhorrescirt; er hegt — wie jeder vernünftige ungarische Staatsmann — keinerlei Neigung, in den Staatsverband der ungarischen Krone noch einige Millionen Südslaven oder Serben mehr einzuverleiben. War doch auch den Kroaten gegenüber stets sein Wahlspruch: „Lasst sie gehen, wenn sie nicht bei uns bleiben wollen!“

Es sei hier nicht verschwiegen, dass Graf An-

drássy in seinen Sympathieen nach Aussen mehr zu Frankreich als zu Preussen hinneigt, was seine Begründung schon in der ganzen Persönlichkeit desselben findet. Dem leichtblütigen, geistreichen Manne muss nothwendig das verwandte französische Wesen zusagen. Es wird ihm dies aber selbstverständlich niemals hindern, den ihm persönlich antipathischen Preussen die sympathischen Franzosen todtschlagen zu helfen, wenn der Vortheil des Landes und politische Nothwendigkeit es erheischen.

Und zum Schlusse noch Eines. Graf Andrassy hat entschieden mit jener alten diplomatischen Schule gebrochen, deren Grossmeister Talleyrand das Axiom aufstellte: „die Sprache ist dem Menschen nicht gegeben, um seine Gedanken auszusprechen, sondern um sie zu verbergen;“ er ist aufrichtig bis zum Excess. In Parlamente wie im Verkehre mit fremden Diplomaten spricht er seine Meinung unverholen aus; aber er hat häufig die Gegner am sichersten dadurch getäuscht, dass er ihnen die Wahrheit sagte, denn diese glaubt man heute noch einem Staatsmanne am wenigsten.

Emerich Ivánka, der Zukunftskriegsminister der Linken, in der Gegenwart Direktor der ungarischen Nordostbahn und in der Vergangenheit Vertreter des ehrenwerthen Herrn Langrand-Dumonceau für Ungarn — also ein Universalgenie. Ueber seine Talente herrscht in der Hauptsache nur eine Meinung, blos in einer Kleinigkeit differiren die Ansichten. Die grosse Masse der Linken hält ihn nämlich für gleichmässig befähigt zum Finanzmann, zum Eisenbahntechniker und für das Kriegsfach; sie hält ihn für ein Genie in allen drei Fächern; seine Feinde und viele seiner intimsten Freunde halten ihn auch für gleichmässig befähigt zu allen drei Dingen, nur glauben sie, dass er von allen Dreien Nichts verstehe. Aber Kriegsminister der Linken wird er doch, wenn nämlich einmal die Linke an's Ruder kommt, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die Linke keinen andern Kriegsminister hat und weil Herr von Ivánka zum Mindesten einen eben so guten Kriegsminister abgeben würde, wie Ghyczy einen Finanzminister. Man kann ihm übrigens Talent keineswegs absprechen; er ist ein offener klarer Kopf, besitzt grosse Menschenkenntniss und grosse Gewandtheit selbst in solchen Geschäften, von denen er eigentlich nichts versteht. Letzteres kommt ihm

sehr oft und gut zu statten, da er stets gerade solche Dinge am liebsten angreift, von denen er am wenigsten unterrichtet ist.

Ivánka ist Demokrat vom Scheitel bis zur Sohle. Er spricht Jeden, der nicht mindestens Baron, per „ócsém“ und „kedves barátom“ an; wehe aber Demjenigen, der nicht mindestens Baron und der es wagen würde, solch' gnädige Freundlichkeit durch gleiche Freundlichkeit zu erwidern; Setzt man sich aber über einige von diesen linksdemokratischen Manieren und Ungezogenheiten hinweg, so kann man Ivánka im Privatverkehr überaus liebenswürdig und gemüthlich finden; er ist ein sehr „leutseliger“ Herr, stets gut gelaunt und durchaus nicht ohne Humor. Als politischer Redner ist er ohne Zweifel eine schätzenswerthe Kraft und sehr angenehm zu hören; er spricht kurz, bündig und geistreich. Zwar grosse Dinge hat er noch niemals gesagt, aber es muss ihm zum Mindesten das Verdienst gelassen werden, dass er die Kleinigkeiten, die er in's Gefecht führt, in anspruchlos gewinnender Form und ohne jede Ueberladung mit dem hier so gebräuchlichen Phrasenwerke, an Mann bringt. Er gehört übrigens zu jenen Anhängern der Linken, die blos deshalb gegen die Ausgleichsgesetze stimmten, weil sie wussten, dass man sie auch ohne sie annehmen würde; hätte es sich um Eine Stimme gehandelt, so hätte Ivánka die seinige sicherlich nicht für die Politik, die in dem Biharer Programme ihre schönste Blüthe trieb, in die Waagschale geworfen. So aber denkt sich Ivánka, „Ihnen schadt's nit und mir macht's a Freud'“ — nämlich das Opponiren.

Alexander Bujanovics, Einer aus der geringen Anzahl jenes jungen Nachwuchses, der besser zu werden verspricht, als die alte Generation es war; Einer jener Wenigen, die die schwere Leidensepoche der fünfziger Jahre benützt haben nicht nur um für das Vaterland zu weinen, sondern auch um zu lernen. Als er den Reichstag betrat, hegte man sehr geringe Erwartungen von ihm, denn man hielt ihn für eines jener „Sároser Früchteln“, die so treffend mit dem Namen „Viertel-Magnaten“ bezeichnet werden. Die hauptsächlichsten Eigenschaften eines solchen Viertelmagnaten aber sind aristokratischer Dünkel und Hochmuth, verbunden mit grösstmöglicher Ignoranz bei gänzlichem Mangel eines aristokratischen Vermögens. Diese Sorte von Leuten gedeiht im Sároser Komitee unter dem dortigen, in den Kuruzenkriegen verarmten Adel, besser als irgendwo im Lande! sie ist das Schmarotzergewächs am Körper des ungarischen Staatslebens, sie drängt sich mit widerlicher Dreistigkeit in alle Aemter, mit einem Worte, sie ist eine wahre Landplage. Nun, zu diesen Leuten zählte man Anfangs den jungen Bujanovics, obwohl man niemals einen andern Grund hiefür hatte, als dass er aus Sáros kam und häufig in Gesellschaft hier lebender Sároser Dandys gesehen

wurde, von deren Heldenthaten die Kaffeehäuser und aristokratischen Kneipen dazumal voll waren. Allein das währte nur kurze Zeit; dem jungen Manne, der aus besserem Teige geknetet war, wurde die Sippe seiner Genossen bald lästig und er zog sich in sich selbst zurück, worauf man lange gar nicht von ihm sprach. Plötzlich hörte man alte Abgeordnete erzählen, dass sich „der junge Bujanovics“ bei Gelegenheit einer Sektionsberatung ausgezeichnet, in einer Clubbsitzung rühmlichst hervorgethan, hier eine gute Rede gehalten, dort ein ihm anvertrautes Referat vorzüglich abgefasst habe u. s. w. u. s. w. Seine Partei wurde aufmerksamer auf ihr hoffnungsvolles junges Mitglied und zog dasselbe immer mehr an's Tageslicht, benützte es immer häufiger und zu stets wichtigeren Diensten und Bujanovics bestand eine Probe nach der andern mit stets steigendem Erfolge. Heute zählt ihn bereits die Partei zu den besten jungen Kräften, sie hat ihn zum Schriftführer des Hauses gemacht und in die Delegation gewählt; zahlreiche Gesetzartikel sind unter seiner geschickten Redaktion verfasst worden. Dass Bujanovics Deákist ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, denn es gibt in Ungarn wenig universell gebildete junge Leute, die dies nicht wären. Aber Bujanovics gehört auch zu den Liberalsten seiner Partei; er ist nicht nur kein Viertelmagnat, sondern vom Scheitel bis zur Sohle echter Demokrat und zwar nicht von der Sároser Sorte, die dem Höhergestellten die Hand küsst und auf dem Untergebenen herumtrampelt. Zwar hat er sich noch nicht zu voller Klarheit emporgerungen und es steckt noch ein gut Stück Katholizismus in ihm, doch ist zu hoffen, dass seine kräftige gesunde Natur dieses ihr fremde Element bald ausscheiden wird.

Ein rothrepublikanischer katholischer Pfarrer ist sicherlich eine seltene Erscheinung, noch eigenthümlicher und sonderbarer aber wird diese Erscheinung, wenn besagter Pfarrer dabei fromm ist aus innerer Ueberzeugung.

Ich kenne einige Pfaffen, die im Innern den liberalsten Prinzipien huldigen, die auf Moleschott und Karl Vogt schwören, aber trotzdem der Ansicht sind, dass das Volk im guten Gottesglauben erhalten werden müsse, sei es auch nur, damit ihre fetten Pfründen nicht gefährdet werden. Und ebenso kenne ich eine grosse Anzahl von Geistlichen, die fromm und gottesfürchtig sind aus innerer Ueberzeugung, aber es ist mir unter diesen bisher nur ein einziges Exemplar vorgekommen, welches trotzdem auf politischem Gebiete blutroth gefärbt gewesen wäre und dieses einzige Exemplar ist Karl Bobory. Im Charakter und im Berufe dieses Mannes liegt offenbar ein entschiedener Widerspruch, der seine Lösung nur darin findet, dass Bobory ein wenig überschnappt ist. Religiöse Gutgesinntheit lässt sich mit politischem Radikalismus nun einmal schlechterdings nicht vereinigen und wer das Problem versucht, diese Einigung in seinem Innern herzustellen, dessen Verstand muss darüber nothwendig aus den Fugen gehen; der Menscheng Geist hat

nicht Platz für zwei solche Gegensätze. Und in der That, wenn man Bobory's politisch - religiöses Glaubensbekenntniss studirt, so muss man erstaunen über die Verwirrung und über das Chaos, welches im Kopfe dieses Mannes Platz gegriffen. Er lebt wirklich der Ueberzeugung, das man religiös werden könne aus andern Gründen als aus anerzogener Gewohnheit. Er glaubt, dass man den Kindern die Religion nicht einzutrichtern brauche, sie würden aus eigenem Verstande und durch ihre eigene Urtheilskraft auf die „ewigen Wahrheiten“ geführt werden. Er ist ein wüthender Gegner der päpstlichen Autorität, doch wie ich glaube, aus keinem andern Grunde, als weil der Kampf gegen das Papstthum als nothwendiges Postulat des Liberalismus allgemein anerkannt worden ist, denn in seinen religiösen Prinzipien ist Nichts, was auf den Hass gegen das Papstthum hinleiten könnte. Hat doch Bobory ausdrücklich erklärt, dass er an alle Dogmen der katholischen Kirche glaube, und mit welchem Recht darf Derjenige, der an das Dogma von der unbefleckten Empfängniss der Jungfrau Maria glaubt, an dem Dogma von der Unfehlbarkeit des Pabstes zweifeln? Ueberhaupt gehört Bobory zu jenen Männern, die Einem den Radikalismus und die demokratischen Prinzipien gründlich verleiden könnten, wenn man eben nicht wüsste, dass der echte, der vernünftige, auf Prinzipien beruhende Liberalismus mit den Boborys, Madarász und Konsorten sehr wenig gemein habe. Wenn man sieht, welch' handgreiflichen Unsinn, welche Verhöhnung der ersten Gesetze der Logik diese Leute unter dem Deckmantel liberaler Phrasen treiben, wenn man sieht wie sie selbst Intoleranz und blinden Autoritätsglauben (denn ob die Autorität Pius IX. oder Kossuth heisst, bleibt sich im Grunde genommen gleich) unter dieser Firma dem armen unwis-

sendem Volke, welches noch auf sie hört, aufdringen, dann ist man wirklich versucht, es lieber mit den Konservativen oder gar mit den Reaktionären zu halten, in deren Tendenzen doch mindestens System, in deren Köpfen doch zum Mindesten Vernunft zu finden ist.

Als Redner ist Bobory eine nicht minder seltsame Erscheinung denn als Politiker; wenn er spricht, bebt sein ganzer Körper vor Erregung, er stösst die Worte abgebrochen und hastig hervor und zerknittert Alles, was in den Bereich seiner Hände kommt. Man sieht es dem Manne an, dass er sich Gewalt anthun muss, um halbwegs gemässigt zu bleiben. Schade drum! Seine Reden würden an Werth nichts verlieren, wenn er sich *con amore* gehen liesse, sie wären dann zum Mindesten pikant, während sie so, wo ihnen der einzige Reiz, den der Fanatismus ihnen verleihen könnte, fehlt, im höchsten Grade schal sind. In seinem Aeussern gleicht Bobory, besonders wenn er auf der Rednertribüne steht, ganz jenen fanatischen Mönchen des Mittelalters, welche die Keuzfahrer im Namen Christi zu Plünderung und Todtschlag aufstachelten; sein dunkles, tiefliegendes Auge, für gewöhnlich schläfrig geschlossen, glüht und flimmert unheimlich, wenn er auf der Kanzel—ich wollte sagen auf der Tribüne—steht. Nun von der Tribüne herab hat er zwar den Kreuzzug nicht gepredigt, wohl aber in seinem Blatte „Uj korszak“, in welchem die Hefe des Volkes ziemlich unverhüllt aufgefordert wurde, den verrätherischen Deákisten das Haus über den Köpfen anzuzünden, bei welcher Gelegenheit sich auch die in der neuen Aera verheissene Gütergemeinschaft ganz von selbst finden wurde. Es fehlt Bobory zu einem grossen und gefährlichen Agitator weder der Wille, noch der Fanatismus; was ihm fehlt, um ihn zu dem gefährlichsten Geg-

ner jeder bestehenden politischen Ordnung zu machen, ist
blos das Talent. Wenn der Mann wüsste, wie man das
Volk begeistert, wie man auf die Massen wirken kann,
so wäre es ihm sicherlich schon gelungen, die Brand-
fackel des Klassenkrieges in unserem Lande anzuzünden;
so aber ist er ein ungefährlicher Fantast, dessen unklare
Leidenschaften keinen ernstlichen Schaden anzurichten
vermögen.

Anton Csengeri ist eine der bedeutendsten Kräfte der Deákpartei, obwohl er im ganzen Verlaufe des gegenwärtigen Reichstages keine einzige Rede gehalten hat. Er ist eben ein schweigsamer und einigermaßen verbitterter Charakter, dem eigentlich in der ganzen Welt nichts zu Willen geschieht und der höchstwahrscheinlich nur seinem Freunde Deák zu Liebe sich dazu hergibt, eine politische Rolle zu spielen. Er spricht nicht einmal in den Sektionen und Kommissionen gerne und trotzdem sind die meisten der in jüngster Zeit entstandenen Gesetze unter seiner Mitwirkung und zu grossem Theile nach seinen Ansichten redigirt. Er ist der Chef der geheimen deákistischen Regierung, des geheimen Staatsrathes unter Deák's unmittelbarem Präsidium. Dieser Staatsrath ist in vielen Dingen mächtiger als das Ministerium. Während es niemals vorgekommen ist, dass sich das Ministerium einem Wunsche des Ersteren, in welchem es selbst allerdings Sitz und Stimme hat, widersetzt hätte, hat umgekehrt Jener mit gar manchem Vorschlage des Ministeriums sehr kurzen Process gemacht, derart, dass die ministeriellen Concipisten nicht selten verwunderte Gesichter machten, wenn ein Gesetz, das sie soeben sauber zusammengestellt und für das Haus vorbereitet hat-

ten, diesem über Nacht in ganz veränderter Form vorgelegt wurde. In diesem Staatsrathe nun ist Anton Csengery eine gewichtige Person und aus seiner Feder stammen die meisten jener Aktenstücke, die vor Ernennung des parlamentarischen Ministeriums im Namen der Majorität erlassen wurden. Zu den Adressen gab Deák den Gedanken, die leitende Idee und das logische Gefüge; Csengery die Redaktion und den schriftstellerischen Schriff.

Im Privatverkehr gehört Anton Csengery zu den unangenehmsten Leuten; er ist misstrauisch, unfreundlich und gallig; er hat deshalb auch viele Feinde und sehr wenig Freunde, aber Freund und Feind achten ihn. Seine Hartnäckigkeit fügt sich selbst in nebensächlichen Fragen der Parteidisciplin nicht; ist er in der Partei überstimmt worden, so stimmt er zwar in offener Sitzung nicht gegen, aber auch nicht für dieselbe, sondern zieht es vor, den Saal während der Abstimmung zu verlassen. Dabei muss aber bemerkt werden, dass Csengery in solchen Fällen fast immer liberaler ist, als die Majorität, der er sich nicht fügen will.

Die guten Wiener haben bei Gelegenheit der ersten Delegationssession in Wien einen der Saaldiener, der mit dem dreifarbigem Bande umgürtet an der Thüre des Sitzungssaales stand, für den Quästor des ungarischen Unterhauses gehalten; hätten sie den Abgeordneten von Erlau, **Alexander Csiky** gesehen, sie würden ihn sicherlich für den Kutscher des ungarischen Unterhauses gehalten haben. Kein Kutscher und kein Haiduk im ganzen Heveser Komitate trägt einen so pompös und drahthart aufgewichsten Schnurrbart, wie Alexander Csiky, keiner so prächtig verschürte, mit faustgrossen Bleiknöpfen gezierte blaue Spencer und so gut bespornte, schnabelförmige Csizmen. Und ich wollte wetten, in allen Huszarenregimentern Sr. kaiserlichen und königlich apostolischen Majestät gibt es keinen Wachtmeister, der so originell und urkräftig zu fluchen vermöchte wie abermals Alexander Csiky. Denkt man sich zu all' diesem äusseren Aufputz und zu all' den martialischen Gewohnheiten ein kleines Männchen, dessen Stirn in finster drohende Falten gelegt ist und das keinen Deákisten anzusehen vermag, ohne verächtlich auszuspucken, so wird man zugeben müssen, dass es wohl keine originellere Erscheinung geben kann, als die dieses Männchens. Was

aber dasselbe furchtbar macht, das ist seine unbezwingliche Redseligkeit. Csiky hat es noch nie über sich gebracht, einen Gesetzentwurf das Haus passiren zu lassen, ohne seine eigene wohlweise Ansicht und Meinung in mehrstündiger Rede zum Besten zu geben. Für wen er spricht, ist allerdings sehr zweifelhaft, denn die Abgeordneten sind vernünftig genug, den Saal zu verlassen, sowie ihm das Wort gegeben wird, und der gutmüthige Präsident pflegt gewöhnlich zu schlafen. Dies hat aber den Abgeordneten von Erlau noch niemals beirrt: er spricht ungestört vor leeren Banken und setzt diesen in eindringlichster Weise auseinander, wie Unrecht sie thäten, sich nicht zu seiner Ansicht zu bekehren. In Harnisch kann es ihn nur bringen, wenn das Haus anfängt ungeduldig zu werden, wenn den Abgeordneten die Siesta in den Korridoren langweilig wird, sie wieder in den Saal strömen und lärmend verlangen, dass er seine Expektorationen schliessen möge. In solchen Fällen hält Csiky mit gen Himmel gewandtem Antlitz inne, gleichsam als wollte er ihn zum Zeugen rufen, dass er sein Möglichstes gethan, um die verworfenen Sünder zu überzeugen und dass er nichts dafür könne, wenn diese sich den Worten des Heils verschliessen.

Eine fernere Schwäche Csiky's ist es, dass er sich stets in seiner persönlichen Ehre gekränkt fühlt, wenn einer der gegnerischen Redner es der Mühe werth findet, eine Stelle seiner Rede zu widerlegen. In solchen Fällen will er immer zu einer „persönlichen Bemerkung“ das Wort nehmen und es ist gar ergötzlich anzusehen, wie drohend sich sein Schnurrbart und sein struppiges Haar nach aufwärts sträubt, wenn der Präsident ihm das Wort entzieht, wie aschfahl seine Lippen werden und wie er am ganzen Körper zittert, wenn er sich der

verhassten Majorität fügen und seine Bemerkung hinunterschlucken muss.

Warum ihn die guten Erlauer als ihren Deputirten in den Reichstag schickten, ist schwer zu ergründen; rechneten sie ihm vielleicht den Kriminalproceß, den er unter dem vorigen Regime über sich ergehen lassen musste, als politisches Martyrium an?

Den kleinen, dicken Deáky, erwähne ich nur deshalb, weil von ihm eine recht ergötzliche Anekdote, die auf seinen Namen Bezug hat, erzählt wird. Deáky kam nämlich, als der Reichstag vom ungarischen Ministerium im Herbst 1867 wieder einberufen wurde, als guter links sitzender Patriot, selbstverständlich mit einer schweren Ladung von allerlei Contrebande-Waaren, als da sind: geschwärzter Tabak, unfrankirte Briefe, unverzollte Kolbásze u. s. f. auch Pest an; denn Derjenige ist in den Augen der Helden von der äussersten Linken kein guter Patriot, der die Staatsfinanzen, gleichviel ob sie nun gemeinsam österreichische, oder die eigenen ungarischen sind, nicht auf alle mögliche Weise betrügt; dieser Patriotismus hat das bequeme, dass er nicht nur dem Herzen, sondern nach dem Säckel sehr wohl thut, wenn man sich nämlich dabei nicht auf frischer That ertappen lässt. Letzteres aber wäre um ein Haar Herrn Deáky widerfahren und das kam folgendermassen. Als er in Pest den Bahnhof verliess, verlangte der inspizirende Finanzbeamte, der aus langer Praxis den tabakschwärenden Patriotismus Jedermann vom Gesichte herabzulesen vermag, von Herrn Deáky, er möge ihm seinen Koffer öffnen. Alles Protestiren und alle patriotischen Grobheiten halfen nichts.

Der Schlüssel musste aus der Tasche gesucht werden, und der Koffer wurde geöffnet. Schon wollte der Beamte triumphirend auf seine rasch entdeckte Beute losfahren, als ihm ein Brief in die Augen fiel, der „an Herrn Franz Deáky in Pest“ adressirt war. Das y am Ende entging wahrscheinlich der Aufmerksamkeit des aus Böhmens Gefilden stammenden Jüngers der Finanzkunde und der Name Deák's schwebte ahnungsvoll vor seiner Seele. „Dürfte ich wissen, mit wem ich das Vergnügen habe“, fragte er einigermaßen erschrocken den wuthschraubenden kleinen Abgeordneten. „Ich heisse Deáky“ donnerte ihm dieser mit aller Verachtung zu, die ein Genosse Csiky's gegen einen „Finanz“ überhaupt hegen kann.

Abermals überhörte der Beamte das y, er sprang entsetzt auf, klappte den Koffer zu, überreichte unter tiefen Bücklingen den Schlüssel dem verblüfft Dastehenden, hob den Koffer selbst auf die Schultern, liess einen Fiaker herbeirufen und Herr von Deáky war schon längst aus den Thoren des Bahnhofs, als noch der Finanzmann mit seinen Genossen unterthänigst grüssend und sich entschuldigend in Zerknirschung und Hochachtung ganz zerflossen dem Davoneilenden ihren Respekt bezeugten.

Deáky war naiv genug, diese Wirkung der Nennung seines Namens auf seine eigene Rechnung oder vielmehr auf Rechnung der Popularität seiner Partei zu setzen. Stolz erzählte er des Abends im Klubb, das heisst bei den Weinflaschen, seinen politischen Freunden: „Selbst zu den verworfenen Finanzbeamten ist schon der Ruhm unseres Namens gedungen: ich nannte den meinen und sie liessen mich unbehelligt ziehen.“ Csanády, der furchtbare Todfeind Deáks, soll ihm hierauf sehr ingrimmig und lakonisch geantwortet haben: „Du bist ein alter Esel; hüte Dich dieses Abenteuer Irgendwem zu erzählen.“

Baron Josef Eötvös, der Kultusminister, ist ein *Mixtum compositum* der seltsamsten Widersprüche, die ihre Versöhnung nur in der liebenswürdigen Weichheit seines Charakters und in dem umfassenden Genie seines Geistes finden. Schon die äussere Erscheinung des Mannes harmonirt gar schlecht mit den Vorstellungen, die man sich im Auslande wahrscheinlich von einem der ersten Heroen des Kampfes ungarischer Freiheitsliebe und neu-ungarischen Culturdranges mit absolutistischer Unterdrückungssucht und asiatischer Barbarei macht. Eötvös ist klein, unansehnlich, ja im höchsten Grade spiessbürgerlich anzusehen; wenn das eckige, kurzbeinige Männchen im Oberhause mit dem avitischen Säbel an der Seite erscheint, oder wenn es sich gar während des Redens auf besagten Säbel stützt, den einen Fuss kühn vorgeschoben, den andern in possierlichster Weise nach einwärts gekehrt, und dabei mit finsterer Miene und mit den Armen drohend umherfuchtelnd nach neuen Gedanken sucht, dann gemahnt es Jedermann unwillkürlich an jenen Tapferen, der sich mit Scheere und Bügeleisen umgürtete, die kriegerische Gais bestieg und auszog, um sieben Fliegen auf einen Schlag zu tödten. Die ganze Erscheinung des Ministers wirkt in solchen Momenten unwiderstehlich auf die Lachmuskeln. Dazu

kommt noch, dass Baron Eötvös, der seine Reden niemals memorirt, in der Regel ganz aus dem Stegreife spricht und die Gewohnheit hat, einige Minuten lang in der obengezeichneten Stellung verbarrend nach einem passenden Eingange zu suchen, wohl auch ein wenig zu stottern. Man hört da gewöhnlich leises Kichern auf den Gallerien, das aber sofort verstummt wenn Eötvös den ersten Satz vollendet hat. Denn der ungarische Reichstag besitzt keinen Redner, der derart auf das Gemüth seiner Zuhörer zu wirken, sie derart zu begeistern vermag, als eben dieser unansehnliche kleine Mann. Nach den ersten gestotterten Worten wird seine Rede fließend und stets fließender, bis sie endlich in mächtigem Strome Alles mit sich fortreisst — selbst die erbittertsten Gegner. Es ist mehr als einmal geschehen, dass nach einer solchen Rede selbst Jene begeistert und bewundernd auf ihn zueilten, seine Hände ergriffen und schüttelten, deren Anträgen er soeben gründlich den Garaus gemacht hatte. Das Geheimniss dieser wunderbaren Macht liegt in zweierlei Dingen: erstens in der unvergleichlichen, künstlerischen Schönheit der Sprache des Dichter-Ministers, zweitens in der aus innerstem Gemüthe heraus-tönenden Ueberzeugungstreue, mit der jedes Wort gesprochen wird, die aus jeder Miene und Bewegung hervorleuchtet. Da ist nichts Gemachtes, Gekünsteltes, man kann auf dem Gesichte des Redners, welches klar und durchsichtig ist, wie das eines Kindes, den Weg verfolgen, man glaubt ihm zu sehen, den jedes Wort aus dem Herzen und Geiste bis zur Lippe macht, man sieht den Mann nicht nur sprechen und gestikuliren, sondern auch denken und fühlen und man sieht, man ist überzeugt davon, dass er auch nicht um ein Jota anders denkt und fühlt, als er spricht und gestikulirt. Deshalb glaubt

man seinen Worten und lässt sich fortreißen, man denkt mit und fühlt mit. Dieser Wirkung können sich selbst hartgesottene Politiker nicht verschliessen — aber sie währt bei ihnen allerdings wenig länger, als bis der letzte Ton der Rede verklungen ist; sie drängen sich, wenn er geendet, bewundernd um den Redner und stimmen dann gegen ihn. Bei solchen Gelegenheiten zeigt es sich so recht eigentlich, dass Eötvös mehr Dichter und Künstler als Staatsmann ist; der künstlerische Triumph, den er nach einer gelungenen Rede feiert, entzückt und befriedigt ihn dermassen, dass er sich leicht tröstet, wenn diesem oratorischen Triumpfe eine politische Niederlage folgt, wenn sein Antrag trotz der begeistert aufgenommenen Vertheidigungsrede, doch arg verstümmelt und zerfetzt wird — was auch schon vorgekommen ist.

Der Staatsmann Eötvös lebt gewöhnlich in argem Hader mit dem Philosophen Eötvös. Der erstere ist schwach und schwankend wie ein Rohr, jedem Einflusse zugänglich, furchtsam und nachgiebig bis zum Excess; der Letztere kennt in seinem kühnen Geistesfluge keine Grenzen, zieht schonungslos alle Consequenzen aus der einmal erkannten Wahrheit und schreckt von keinem, noch so althehrwürdigen Vorurteile zurück. Eötvös der Philosoph wird nur von wenigen Auserlesenen seines Landes verstanden und gewürdigt, denn er ist seiner Umgebung, ja seiner ganzen Zeit um einige Jahrzehnte vorausgeeilt; den Staatsmann Eötvös versteht selbst unser lieber Clerus ohne sonderliche Ueberwindung und wenn er nicht hinter der öffentlichen Meinung zurückbleibt, so liegt das nur daran, dass es um die öffentliche Meinung Ungarns in religiös-philosophischen Dingen so kläglich bestellt ist, dass es wahrhaft unmöglich erscheint, noch kläglicher zu sein als sie. Der Zwiespalt in

des Ministers Wesen erklärt sich durch seine Schwäche. Dem Philosophen genügt es, unbeirrt durch fremden Einfluss, dem Treiben der Welt entrückt, hinter dem Schreibische seinen Geistesflug zu nehmen; der Staatsmann kann sich dem fremden Einflusse nicht entziehen, aber er muss ihn bewältigen und beherrschen und das ist es eben, was Eötvös nicht vermag. Die Ideen zu seinen Gesetzen sind, wie sie seinem Dichterkopfe entspringen, die reinsten und edelsten, menschlich schönsten. Dann aber spricht der Minister mit dem Fürstprimas Simor über seine Entwürfe, welche Letzterem es alsbald gelingt, besagten Ideen etwelche katholische Lappen umzuhängen; einige Stunden später erscheint der Superintendent Székács oder Herr von Tisza und das Zukunftsgesetz erhält ein par protestantische Fetzen um den Leib gebunden; schliesslich kommen dann einige orthodoxe Juden und helfen auch mit zur Verschönerung der Eötvös'schen Ideen — bis dieselben als Gesetzentwurf vor die Öffentlichkeit gelangen, kann sie kein Mensch, am wenigsten aber ihr Autor wiedererkennen. Dann pflegt wohl hie und da der misshandelte Philosoph gegen den Staatsmann Eötvös nachträglich zu rebelliren und den ganzen Quark, den das Pfaffenthum aller Confessionen ihm aufdisputirte, durcheinander und auf die Strasse zu schmeissen; allein das geschieht leider nicht immer und so haben wir denn einen durch und durch liberalen Kultusminister, voll der herrlichsten Reformpläne, der der beste Freund aller Pfaffen und Dunkelmannen ist. Zu helfen ist da nicht anders, als wenn ein Gesetz gebracht wird, welches einem ungarischen Kultusminister bei Todesstrafe verbietet, mit Kuttenträgern welcher Confession immer auch nur ein Wort zu wechseln.

Ladislaus Böszörményi ist ohne Frage der Ehrlichste und Aufrichtigste seiner Partei, der äussersten Linken. Er glaubt in tiefinnerster Seele an all' die Ungeheuerlichkeiten, die er schreibt, es ist bei ihm Sache der Ueberzeugung, dass Ungarn gegenwärtig schlimmer daran ist, als Russland und die Türkei. Deák und die andern Koriphäen der Regierungspartei zwar hält er nicht geradezu für Verräther, aber er hält sie sammt und sonders für Schwachköpfe, die den heimtückischen Deutschen auf den Leim gegangen sind. Die Ausgleichsgesetze sind in seinen Augen nur dazu gemacht worden, um das Land in trügerische Sicherheit zu lullen und es dann meuchlings vollends zu vernichten. Uebrigens würde Böszörményi Opposition machen, selbst wenn seine eigenen, gegenwärtigen Prinzipien jemals zur Geltung gelangen könnten, denn das Opponiren ist sein Lebenselement, und so lange man nicht das Problem gelöst haben wird, ein parlamentarisches Ministerium zu kreiren, welches sich in der Opposition befindet, so lange wird Böszörményi kein Ministerportefeuille annehmen. In seinen Augen ist jede Majorität, schon aus dem Grunde, weil sie Majorität ist, nichtswürdig und verdammenswerth; seine Verachtung der Majoritäten erstreckt sich selbst auf die Ma-

jorität des Volk's; er ist der Einzige in der äussersten Linken, der sich nicht dem Wahne hingibt, dass die Majorität des „wahren Volks“ hinter seiner Parthei stehe; im Gegentheile, er betont gewöhnlich — allerdings nur im vertraulichen Verkehr — mit einer wahren Wollust, wie vereinzelt und schwach die äusserste Linke dastehe, wie verloren und verdorben dieses Land sei, welches den Glauben an sich selbst aufgegeben habe. Ja, ich bin überzeugt, dass Böszörményi, der im Uebrigen ein recht verständiger Kopf ist, sich nur deswegen zu seinen gegenwärtigen Prinzipien bekennt, weil er sicher ist, dass sich zu denselben niemals weder die Majorität des Reichstags, noch die des Landes bekehren wird und ihn dies für immer vor der Nothwendigkeit bewahrt ihnen untreu zu werden. Denn träte jemals das Unbegreifliche ein, dass Ungarn ins Lager der äussersten Linken ginge, so würde er unweigerlich Deákist oder sonst etwas Anderes werden, bei der Majorität würde er in keinem Falle bleiben.

Dass Böszörményi in seinen journalistischen Artikeln in anderer Sprache schreibt als er seine Reden im Reichstage spricht, dass er dort jene Grenze des Anstandes nicht einzuhalten weiss, die er hier niemals verletzt hat, rührt daher, dass Böszörményi, trotz seiner Heftigkeit, im Grunde genommen doch ein gemüthlicher, ja schwacher Charakter ist, der es nicht über's Herz zu bringen vermag, den Leuten die bittern Grobheiten, die sein kochendes Oppositionsgemüth zusammengebraut, in's Gesicht zu schleudern. Hinter dem Schreibtische her geht dies leichter; dort sieht man die Leute nicht, die man verwundet und kränkt.

Böszörményi war von jeher etwas galliger und recht-haberischer Natur. Schon als Houvéd im Jahre 1848/9

bekam er von seinen Kameraden den Spottnamen „der Rabulist“, weil er in steter Opposition mit ihnen allen und mit den Vorgesetzten war. Gesteigert aber wird in letzter Zeit dieses gallige Naturell durch ein schmerzvolles Brustleiden, welches ihn schon seit Jahren peinigt und welches ihn in jedem Herbste an den Rand des Grabes bringt. Gegenwärtig mag auch seine ein Jahr währende Haft wegen eines Pressvergehens, eben nicht dazu angethan sein, seine Laune rosiger zu gestalten. Ob ihm das Schicksal Zeit lassen wird, all die Gefängnisstrafen, die wegen noch schwebender Pressprocesse seiner harren, abzusetzen, bezweifle ich sehr; es sei denn, dass die Regierung, die dem ehrlichen Krakehler durchaus nicht persönlich gram ist, von den ferneren Klagen absteht und ihn bis auf Weiteres unbehelligt lässt.

Graf Wolfgang Bethlen, in seiner äusseren Erscheinung so trocken, wie die Zahlen und Ziffern, die seinen Kopf ganz eingenommen haben, ist das Logarithmenbuch des Reichstags. Er weiss alle Posten des Budgets bis auf den Kreuzer auswendig und ist unentbehrlich bei allen Kommissionsberathungen, wo es sich um Berechnung und um Zahlen handelt. Die Linke ist ihm verhasst weil sie nicht zu rechnen weiss und er ist ein Fanatiker der Ruhe blos aus dem Grunde, weil die Bewegung schwerer zu berechnen ist. Im Uebrigen ist er wie alle Mathematiker gutmüthig und leichtgläubig in allen Dingen die sich nicht mathematisch beweisen oder widerlegen lassen. In seiner eigenen Parthei ist er sehr beliebt, in der Gegenparthei wird er als grosser „Pecovics“ verschrien, weil er nicht einsehen wollte, dass zehntausend Honvéds mehr sind als eine Million Russen und hundert Perzent weniger als dreissig Perzent. Nicht ganz mit Unrecht trifft ihn der Vorwurf, dass er sich der Parteidisziplin blind füge — doch gilt dies nur in Fragen, wo ihn seine Rechnungen im Stiche lassen, und in diesen ist er eben nicht aus Schwäche des Charakters, sondern aus kindlicher Harmlosigkeit fügsam.

Alexander Csanády, der Todtfeind Deáks — der Mops, der den Mond anbellt! Seitdem es Deák der Mühe werth gefunden, ihn wegen einer flagranten Ungezogenheit und Verletzung der Hausordnung scharf zurechtzuweisen, seitdem lässt Csanády keine Gelegenheit unbenutzt um Deák einigen Tört anzuthun. Er ist der einzige in der äussersten Linken, der ein bedeutendes Vermögen hat (oder hatte? die „Magyar Ujság“ soll ihm sehr viel Geld gekostet haben) und er hält sich deshalb als echter Demokrat auch für den Führer dieser Partei. Ohne Zweifel ist er das unleidlichste, unangenehmste ihrer Mitglieder.

Seine Vergangenheit lässt darauf schliessen, dass seine gegenwärtige Ueberzeugung keine ehrliche sei, doch sollte dieser Schluss auch unrichtig sein, so ist jener Eifer, mit dem Csanády seiner Sache dient, jedenfalls überflüssig. Böszörményi schreibt unanständig, spricht aber im Hause anständig; Csanády schreibt gar nicht, ist aber dafür im Hause unanständig für zwei. Schon der Ton seiner Reden und seine Mimik sind bemerkenswerth; Jemand der nicht ungarisch versteht, muss nothwendig das „tisztelet ház!“ aus Csanády's Munde für ein energisches: „Ihr Lumpengesindel“ halten, so herausfordernd und wegwer-

fend wird es in den Saal hineingeschrien und in der That passt der Inhalt der Csanády'schen Reden gewöhnlich sehr schlecht zur Ansprache „Geehrtes Haus“; er sagt der Majorität, dass er sie für bestechlich, für corruptirt und für albern halte und das Alles mit demselben Rechte und aus demselben Grunde, aus welchem der Gassenjunge dem ehrlichen Manne Schimpfnamen nachruft, das heisst, weil er weiss, dass jener es nicht der Mühe werth halten wird, sich umzuwenden und ihn zu züchtigen. Auch Csanády ist nur einmal aus besonderer Gnade der Ehre theilhaftig geworden, von Deák gezüchtigt zu werden.

Franz Deák. Schwer, ja unmöglich ist es, über diesen Mann Neues zu sagen; zahllose Schriftsteller und Schriften haben ihn besprochen und von seinen Thaten liefert die Geschichte Ungarns im letzten Decennium das beredteste, beste Bild.

In Ungarn ringen seit 1848 zwei politische Systeme um die Oberherrschaft¹; ihr Kampf ist zwar siegreich zu Gunsten des einen Systemes entschieden, aber ganz beendet ist er noch nicht, denn das eben ist ja die Eigentümlichkeit des besiegten Systemes, dass es sich vornehmlich in hoffnungslosen Kämpfen gefällt, dass es nicht um des Erfolges willen streitet. Dieses letztere System, die Politik der nationalen Selbstüberhebung, ist über seine Endzwecke und über die Mittel zur Erreichung desselben mit sich selbst nicht im Reinen; seine Anhänger haben eine dunkle Ahnung davon, dass Ungarn zu schwach sei, um inmitten der slavischen Sündfluth, die es rings umdroht, ohne Bundesgenossen, auf seine eigenen Hülfsmittel angewiesen, eine staatliche Existenz zu bewahren; allein sie scheuen sich die Consequenzen aus dieser Wahrheit zu ziehen, sie scheuen sich, die Thatsachen anzuerkennen, wie sie sind und wiegen sich in selbstgeschaffenen Utopien über ein zukünftiges

grosses Magyarenreich, welches nur in ihren Köpfen existirt. Genährt wird der Wahn dieser Leute durch die glorreiche Geschichte des 1849-ger Unabhängigkeitskampfes. Es ist wahr, dass damals Ungarns Volk Wunder der Tapferkeit und Selbstaufopferung verrichtete — aber man darf nicht vergessen, dass jene gewaltige Begeisterung, die sich damals zeigte, und die allein den ungleichen Kampf möglich machte, unmöglich als normaler Zustand eines Volkes angesehen werden kann, dass die ungarische Geschichte der Jahre 1848—49 eine wunderbare aber vorübergehende Episode war, dass sich das Land damals in einem Paroxysmus der Begeisterung befand und dass dieser Paroxysmus als dauernder Zustand betrachtet werden müsste, wollte man sich dem Wahne hingeben, dass Ungarn allen ihm drohenden Gefahren ohne Bundesgenossen auf die Dauer wird widerstehen können. Denn jene Feinde, die das Land damals zu bekämpfen hatte, sie werden seine Existenz fort und fort bedrohen; ihr Hass, ihre Verwegenheit wird eher wachsen als abnehmen und wenn Ungarn genöthigt wäre, ihnen allein die Spitze zu bieten, so könnte seine Tapferkeit wohl noch zahlreiche Siege über sie erlangen, endlich aber müsste es ihnen durch Erschöpfung und nach Aufreibung seiner letzten Kräfte erliegen.

Das ist es, was Deák schon im Jahre 1848 erkannte und diese Erkenntniss ist der rothe Faden, der sich durch seine ganze Politik hindurchzieht. Nicht weil er die reine Personalunion nicht erreichen zu können glaubte, sondern weil er sie nicht erreichen wollte, rieth er zur Schaffung der 1867-ger Gesetze. Er wusste nur zu gut, dass das im Jahre 1866 gedemüthigte Oesterreich jede Bedingung angenommen hätte, also auch die reine Personalunion, um sich mit Ungarn zu versöhnen;

er griff aus freier Wahl, ohne jeden äusseren Zwang zu jener Form des Bündnisses, die seinem Lande nach Innen das vollständigste Selbstbestimmungsrecht und alle Attribute des unabhängigen Staatslebens sicherte, nach Aussen aber aus den beiden verbündeten Staaten ein einiges Reich bildete. Die verfassungsmässigen Formen und Factoren, welche in den 1867-ger Gesetzen geschaffen wurden, wird er, wenn sie sich als nicht ganz zweckentsprechend erweisen, gerne umgestalten, reformiren — das Wesen des geschlossenen Bündnisses wird er aus freier Wahl niemals aufgeben.

Und hinter Deák steht die gewaltige Majorität des ungarischen Volkes, eine Majorität, die um so achtunggebietender wird, wenn man weiss, dass die Intelligenz des Landes fast ohne Ausnahme zu ihr gehört.

Die Linke zählt ihre Anhänger theils unter den niederen Volksschichten, theils unter dem ärmeren, ungebildeten Adel der Komitate; der ganze gebildete Mittelstand, der Kaufmann, der Industrielle, der reiche Grundbesitzer, Aerzte, Künstler und Gelehrte — sie alle sind Deákisten und mit ihnen auch die grössere Hälfte der Volksmasse.

Man irrt sehr, wenn man glaubt, es sei Deáks persönliches Ansehen allein, welches seinen Prinzipien zum Siege verholfen; es giebt wohl kein Volk, welches jedem Autoritätsglauben mehr abhold wäre, als eben das ungarische. Die ungebildeten Massen lassen sich allerdings durch die Macht des Wortes, ja der Phrase, momentan fortreissen, aber diese Wirkung ist stets nur eine vorübergehende. Deák hat überdies niemals versucht, auf die Massen einzuwirken, er spricht nicht zum Gemüthe, sondern zum Verstande und hätte er daher das Volk nicht von Anfang an hinter sich gehabt, so hätte er es

auch niemals gewonnen. Das Geheimniss seiner Macht liegt darin, dass er der lebendige Ausdruck des Volkswillens ist; er hat nicht nothwendig fortzureissen, zu überzeugen, denn er will nur das, was Alle wollen; er zieht die Majorität der Nation nicht mit sich, er wird von ihr getragen. Sein Verdienst ist, stets erkannt, oft vorhergesehen zu haben, was sein Volk wolle und blos weil er sich hierin niemals täuschte, weil er die untrügliche Vorhut des Nationalwillens ist, glauben Viele, er sei der unumschränkte Befehlshaber, dem Alle blind gehorchen. In untergeordneten Fragen, in Fragen der Parteidisciplin ist Letzteres allerdings der Fall, denn es ist eben unmöglich, dass eine grosse Partei in allen, selbst in den kleinsten Punkten — vollständig harmonire; hier ist seine persönliche Autorität das feste Bindemittel.

Es hat Viele befremdet, dass die ungarische Politik nach 1866 nachgiebiger, versöhnlicher geworden ist, als sie es vorher war, während doch die Demüthigung Öesterreichs zu schonungsloser Ausbeutung der hilflosen Lage des ehemaligen Bedrückers hätte verlocken können. Wer sich erinnert, welch' tiefer, unergründlicher Hass gegen Alles, was österreichisch war, in den fünfziger Jahren und noch zu Anfang der sechziger Jahre hier herrschte, dem muss es unerklärlich erscheinen, dass diese Nation, die so energisch hassen konnte, plötzlich dem zu Boden geschmetterten Todtfeinde die Hand zu grossmüthiger Versöhnung bot. Aber dass dies trotzdem geschah, beweist am deutlichsten, dass Deák die Nation nur führt, wohin diese selbst gehen will; denn ist es denkbar, ist es je noch vorgekommen, dass ein Volk einen Hass, den es jahrelang genährt, dessen Befriedigung lange Zeit seine einzige Hoffnung gewesen, nun, da die Stunde der Befriedigung naht, plötzlich einem einzelnen Manne zu Liebe

opfert? Nimmermehr! Hätte jener Hass, der wenige Jahre früher noch in den Gemüthern gekocht, 1866 noch bestanden, so hätte keine Macht der Erde Ungarn von der Revolution abhalten können. Und hat Deák einen Schritt gethan, ein Wort gesprochen, um sein Volk zu beruhigen, als die Preussen in Ungarn eindrangen? Die Nation war damals soeben durch den verblendeten Absolutismus auf's Neue und bitter verhöhnt worden — der Sieg von Custozza wurde benützt, um den ungarischen Reichstag heimzuschicken — und Ungarn rührte sich doch nicht. Was war die Ursache? Deáks Autorität? Es wäre lächerlich, das behaupten zu wollen. Die Ursache war, dass der Hass gegen Oesterreich 1866 nicht mehr bestand, dass man Friede und Eintracht wollte mit Oesterreich und als daher Deák diesen Frieden, diese Eintracht zu Stande brachte, gängete er die Nation nicht, er that nur, was er als ihren Willen erkannte.

Deák ist kein Schönredner; er wiederholt sich in seinen Reden oft und gebraucht manchmal nicht eben elegante Wendungen. Wenn trotzdem Niemand im ganzen ungarischen Parlamente dermassen überzeugend zu sprechen vermag, wie er, so liegt die Ursache lediglich in der unwiderstehlichen Logik, mit der er Beweis auf Beweis häuft und seine Schlüsse zieht. Da ist nirgend eine Lücke, durch welche ein Sophisma der Opposition einzudringen vermöchte, Deák macht in der Regel jede Widerrede unmöglich und wenn hie und da Tisza — um die Ehre zu retten — den Versuch wagt, ihm zu antworten, so beschränkt er sich doch stets auf allgemein gehaltene Redensarten oder auf einige Witzworte; es ist ihm noch niemals gelungen, auch nur ein Argument Deák zu entkräften.

Bei den Sitzungen erscheint Deák selten, was wohl

die beste Widerlegung der gegen seine Partei erhobenen Verdächtigung ist, dass sein persönliches Ansehen nothwendig sei, um die Disciplin in ihr aufrecht zu erhalten. Hingegen ist es allerdings richtig, dass seine Intervention häufig kleinen parlamentarischen Zänkereien über wesenlose Fragen — die sonst ins Endlose sich fortspinnen, kurzweg ein Ende macht. Mahnt er zur Nachgiebigkeit gegen die Opposition, so hat diese gewonnen; spricht er gegen sie, so weiss sie, dass alle fernere Rechthaberei vergeblich wäre und fügt sich in der Regel.

In den Kreis der Regierung mischt sich Deák nur bei wichtigeren Fragen von prinzipieller Bedeutung. Er entscheidet hier nicht allein, sondern hat einen vertrauten Rath der ersten Führer seiner Partei um sich, dessen schon einmal in diesen Blättern Erwähnung geschah. Es zeigt dies, dass die Regierung Ungarns parlamentarisch ist in des Wortes ganzer Bedeutung; nicht die Regierung, sondern die Partei regiert. Jedes Mitglied derselben hat in der allgemeinen Parteiconferenz das Recht, Anträge in Anregung zu bringen, deren Vorlegung im Parlamente dann durch die Partei beschlossen und entweder dem betreffenden Mitgliede oder dem Ministerium anvertraut werden kann. Die vom Ministerium ausgearbeiteten Anträge müssen allemal früher der Parteiconferenz vorgelegt werden, gelangen aber in der Regel früher noch vor Deáks engeren Parteirath. Von diesem kann das Ministerium zwar — wenn es Lust hat — an die Conferenz appelliren und von dieser an das Plenum des Hauses, Beides ist jedoch bis heute noch niemals geschehen; was die Partei verwirft, ist verworfen und was sie annimmt wird im Plenum Gesetz. Sollte morgen ein Minister der Partei nicht mehr zusagen, so wird er übermorgen ohne viel Geräusch und Aufsehen

„krankheitshalber“ vom Monarchen seinen Abschied verlangen und der Ministerpräsident wird Jenen an seine Stelle zur Ernennung vorschlagen, den ihm die Partei bezeichnet. Und da Deáks Einfluss auf die Partei grösser ist, als der des ganzen Ministeriums zusammengekommen, so regiert eigentlich er im Lande.

Deák gehört zu den gemüthlichsten, ungänglichsten Menschen, die es geben mag; im Privatverkehre ist er voll der originellsten, oft drolligsten Einfälle und Scherze, ja selbst in den Conferenzen liebt er es, sich gehen zu lassen. Er sitzt dann, die unvermeidliche Cabannos im Munde, gemächlich in seinem Lieblingsfauteille, den seine umfangreiche Gestalt vollständig ausfüllt und erzählt Anekdoten, die stets auf eine der eben verhandelten Fragen Bezug haben, oft aber von einer Derbheit sind, die ihre Wiedergabe hier unmöglich macht.

Man sagt, wohlbeleibte Menschen seien flegmatisch; dies trifft bei Deák nicht zu; er geräth leicht in Harnisch und wird dann bisweilen sehr heftig. Seine buschigen Augenbrauen ziehen sich dann drohend zusammen, seine Augen schiessen Blitze und seine Rede klingt in solchen Moment dröhnend und grollend wie der Donner. Hat sich aber das Ungewitter entladen, so tritt wieder Sonnenschein ein und er trägt nie Jemandem, der ihn gereizt, irgendwelchen Groll nach.

Deák ist ein Sohn des Volkes in all' seinen Gewohnheiten; selbst seine Manieren sind nichts weniger als aristokratisch. Er verschmäht aus Gewohnheit und Bequemlichkeit allen Luxus und trägt durch seinen gewaltigen Einfluss nicht wenig dazu bei, die aristokratischen Velleitäten seines Volkes zu brechen. Er war es, der die demokratische Volkskutsche, den Omnibus, im aristokratischen Ungarn einbürgerte. Früher galt es hier

als unschicklich im höchsten Grade, dieses Fuhrwerk „gemeinsam mit Köchinnen und Schustergesellen“ zu benützen. Deák aber fand die Omnibusse sehr bequem, benützte sie regelmässig und seitdem fährt hier Alles, was keine eigene Equipage besitzt im Omnibus.

Eine eigenthümliche Vorliebe hat Deák für das Stadtwaldchen bei Pest. Dort trifft man ihn, so lange der Reichstag versammelt ist, an jedem Sommerabende in Gesellschaft Csengery's oder Pulszkys und selbst im Winter lockt ihn jeder sonnige Tag hinaus. Er lässt da im „Rondeau“ auf bequemem Rohrsessel sitzend, die Schönen Pest's — gegen die er keineswegs gleichgültig ist — Revue passiren und diese halten es jedesmal für die höchste Genugthuung, wenn des ‚Alten‘ Auge wohlgefällig auf ihnen ruht. Dies gilt auch von den stolzesten Damen unserer Aristokratie; sie alle buhlen um keines Königs Lächeln eifriger, als um die Aufmerksamkeit des grossen Patrioten.

Es ist überflüssig, etwas über Deáks Popularität im Lande zu sagen; interessant und wohl ohne Gleichen ist aber das Verhältniss der Pester Bevölkerung zu ihm. Liebt man Deák in ganz Ungarn, so vergöttert man ihn hier; diese Vergötterung zeigte sich anfangs und noch in den ersten sechziger Jahren, in höchst stürmischer, ungeheurer Weise; Deák konnte sich nicht zeigen, ohne Gegenstand oft sehr lästiger Liebesbezeugungen zu sein; jetzt hat sich durch lange Gewohnheit die stürmische Liebe einigermassen beruhigt, aber man muss nur die blitzenden, stolzen, ja zärtlichen Augen sehen, mit denen Jedermann den „Weisen des Landes“ grüsst und ihm nachblickt, man muss Zeuge der Erbitterung gewesen sein, die hier herrschte, als das Attentat jener wahnsinnigen Jungen bekannt wurde, die von den Tollheiten

der Ultras angesteckt, Deák ermorden wollten, um zu begreifen, dass zwischen jedem Pester und seinem grossen Vertreter (Deák ist Abgeordneter der inneren Stadt Pest) ein wahrhaft kindliches Verhältniss besteht. Wehe Jedem, der es hier wagte, über Deák unehrerbietig zu sprechen — unsere sonst so zahmen Spiessbürger verstehen in diesem Punkte durchaus keinen Scherz, wie das schon einige linkssitzende Patrioten zu ihrem Schaden erprobt haben. Das ganze Ungarn ist Deáks Armee, Pest seine Leibgarde.

Franz Pulszky ist der aufrichtigste Demokrat im Unterhause, in ganz Ungarn; ein Mann von kolossalem Wissen, umfassendem, vielseitige mGenie, uneigennützig, opferbereit — und doch der bestverleumdete und bestgehasste Mann des Landes!

Ich habe lange darüber nachgedacht, was eigentlich der Grund dieses sonderbaren, ungerechtfertigten Hasses sein möge, und es ist mir endlich klar geworden, dass es gar nicht anders sein könne, als dass Pulszky von jenen Leuten, die so recht eigentlich die Repräsentanten des alten Ungarn sind, nothwendig gehasst werden muss; denn er ist in seinem ganzen Wesen, in seiner ganzen Anschauungsweise das direkte Widerspiel dieses alten Ungarn. Hier herrscht die hohle Phrase, bei ihm der nüchterne Gedanke; hier Gefühlsduselei, bei ihm trockene Berechnung; die alten Táblabiró's verfolgen selbst das Wissen und die Erfahrung, wenn sie in dem verachteten Auslande gesammelt wurden; Pulszky verachtet selbst das Wissen, wenn es sich in beschränktem, kleinlichem Kreise bewegt, und so wenig die Táblabiró's ein Hehl aus ihrer Verachtung des Fremden machen, ebensowenig hat sich Pulszky jemals die Mühe genommen, zu verbergen, wie gründlich er dieses Táblabiróthum verachte,

und das eben ist es, dieser Mangel an Verstellungskunst, der ihm so viele Feinde zuzieht.

Dank der bitteren Erfahrungen der letzten Jahre, steht Pulszky mit seiner Denkweise nicht so vereinzelt mehr in Ungarn, aber es hat Niemand den Muth, ich möchte fast sagen, den Cynismus, mit dem er seine Verachtung zur Schau trägt. Wenn die äusserste Linke in schwülstigen Klageliedern über den Untergang Ungarns weint, weil die ungarische Flagge nicht oberhalb der schwarzgelben, sondern neben derselben wehen wird, so bemühen sich andere Deakisten zu beweisen, dass hierin noch kein Grund zur Verzweiflung sei: Pulszky lacht Herrn Madarász und Consorten einfach aus. Es vergeht keine Sitzung, in der nicht ein oder zweimal das kurz-abgebrochene scharfe Lachen Pulszkys über eine patriotische Albernheit der Gegenparthei ertönen möchte, und dieses Lachen thut den Patrioten von der traurigen Gestalt entsetzlich wehe, umso weher, da sie eine dunkle Ahnung davon zu haben scheinen, dass hinter dem hohnlachenden Demokraten in der ersten Bankreihe der Deákparthei das lachende Europa steht.

Deshalb ist auch keine Verleumdung, keine Verdächtigung schlecht genug, die nicht schon über Pulszky ausgeschüttet worden wäre. Pulszky ist reich; trotzdem die absolute österreichische Regierung den grössten Theil seiner Güter confiscirt hatte, blieb ihm doch von dem Vermögen seiner Frau genug übrig, um in der Verbannung glänzend leben zu können; aber er opferte den damaligen Rest seiner Wohlhabenheit, ja über seine Kräfte hinaus, der Sache der Emigration, der er mit Leib und Seele ergeben war. Als aber alle Pläne der Emigration theils an deren inneren Uneinigkeit, theils an der Apathie Ungarns scheiterten, als Pulszky sah,

dass Ungarn die Revolution nicht wolle, dass die Nation sich nach dem Frieden mit ihrem Monarchen sehne, da übertrat er zur Friedensparthei, zur Fahne Deák's, der er seitdem unerschütterlich und unwandelbar treu geblieben ist.

Im Jahre 1861 verliess er Kossuth, dessen bester, intimster Freund er bis dahin gewesen. Viele behaupten — und zwar Solche, die den Gang der 1848/9-er Ereignisse auf's Genaueste kennen — dass Pulszky eigentlich das treibende Agens der ungarischen Revolution gewesen sei; man nannte ihn den Mefisto Kossuth's und nicht ganz mit Unrecht. Kossuth war schwach und schwankend, sein riesiges Talent, welches die Massen im Sturm mit sich fortriss, war ohne inneren Halt und leicht von jedem Windhauch auf die eine oder andere Seite zu neigen. Er wollte Ungarns Unabhängigkeit ohne die Revolution und als er sah, dass diese unausweichlich sei, wollte er die Revolution ohne Blutvergiessen. Pulszky war ursprünglich auch nicht für die Revolution, als er aber sah, dass in Wien der heimtückische Verrath nur darauf lau're, das ahnungslose Ungarn meuchlings zu überfallen und dessen junge Freiheit zu vernichten; als er sah, dass mit der Wiener Reaktion kein Friede und kein Pakt möglich sei; da hatte er rasch seinen Entschluss und zwar einen vollen und ganzen Entschluss gefasst. Er begriff, dass Ungarn es an List mit seinen Feinden nicht aufnehmen könne, weil überhaupt Wahrheit und Recht mit Niederträchtigkeit in der List nicht zu ringen vermag. Nachdem er sich einmal entschieden, schreckte er auch vor keinem Mittel zurück, unablässig drang er in Kossuth, keinen Augenblick zu verlieren, für Waffen und Truppen zu sorgen; er rieth ihm zu den schonungslosesten Massregeln und als er sah, dass

geheime Agenten der Camarilla in Ungarn die Contre-Revolution schürten, da eilte er nach Wien und half der Camarilla das eigene Haus über dem Kopfe anzuzünden. Zwar ist man auf durchaus falscher Fährte, wenn man glaubt, er habe in Wien den Arbeiterstand und das Volk verhetzt — er wusste recht gut, dass sich Revolutionen künstlich nicht machen lassen und dass sie, wenn sie doch derart gemacht werden, nothwendig ein klägliches Ende nehmen müssen; — aber nichts desto weniger ist es zum grossen Theile seiner Thätigkeit zuzuschreiben, dass Wien energisch auf der im März betretenen Bahn vorwärts eilte. Und als dann die Revolution in Ungarn in hellen Flammen ausbrach, als die eisernen Würfel des Krieges gefallen waren; da eilte er in's Ausland, und die Akten der ungarischen Regierung wissen viel zu erzählen von seiner damaligen Wirksamkeit. Hätte man ihm gefolgt, hätte Kossuth begriffen, dass man mit Zaghaftigkeit keine Revolution macht, so wären die Russen nicht nach Ungarn gekommen.

Pulszky war nicht im Lande, als der ungarische Unabhängigkeitskampf in seinen letzten Heldenschlachten verblutete, er wusste nicht, dass das Land todtmüde war, er wusste nicht, dass keine, gar keine Hoffnung mehr vorhanden sei, mit Gewalt etwas zu erreichen; er glaubte den Versicherungen der Emigration und namentlich Kossuths, dass Ungarn ein Vulkan sei, der jeden Augenblick von Neuem ausbrechen könne, ein Pulverfass, an das man nur die zündende Lunte zu legen brauche, um die österreichische Herrschaft in die Luft zu sprengen, und weil Pulszky alldies glaubte und weil er den Verzweiflungskampf bis aufs Messer der österreichischen Soldaten- und Pfaffenherrschaft der 50-er Jahre vorzog, ruhte und rastete er nicht, sondern schmiedete mit Kos-

suth unaufhörlich neue Pläne zur Insurgirung des Vaterlandes. Er gab das eigene Geld her, er sammelte und borgte Gelder, um Waffen zu kaufen, und als er glaubte, in Garibaldi den rechten Mann zur Insurgirung Ungarns gefunden zu haben, als ihn überdies Kossuths Beziehungen zu Napoleon und Victor Emanuel zu missfallen begannen, schloss er sich Garibaldi an, dessen getreuer Gefährte er bis 1865 blieb.

Es dauerte lange, bis Pulszky einsah, dass Kossuth und er in einer Traumwelt leben, die nicht mehr existire; doch von dem Momente, wo er zu dieser Einsicht gelangte, von dem Momente, wo er begriff, dass Ungarn die Revolution nicht wolle, ganz entschieden nicht wolle, von dem Momente brach er auch mit Kossuth und mit seiner bisherigen Politik. Seine Versuche, den Exdiktator davon zu überzeugen, dass man abweichen müsse von der bisher verfolgten Bahn, weil man eine ganze Nation gegen ihren Willen ebenso wenig republikanisch als selig machen könne, blieben erfolglos und so trennte er sich denn von ihm. Die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Männer blieben Anfangs dieselben, aber ihre politischen Wege gingen auseinander. Früher schon gab es zwischen ihnen einzelne Mishelligkeiten; so hatte z. B. Pulszky von der Allianz mit Napoleon gewarnt, er konnte dem Manne des 2. Dezember nicht zutrauen, dass derselbe aufrichtig gesonnen sei, für die Sache der Freiheit irgend etwas zu thun; er warnte Kossuth, sich nicht dupiren und nicht lächerlich machen zu lassen — aber es war vergebens; Kossuth und mit ihm der grösste Theil der Emigration ging in die französische Falle, um dann nach dem Frieden von Villafranca mit höhrenden Trostesworten abgespeist zu werden.

Erst 1865 wurde der Bruch zwischen Pulszky und

Kossuth vollkommen; damals erst erklärte Ersterer, dass er sich von der Revolutionspartei lossage und den Weg der Unterhandlungen und des friedlichen Ausgleiches für den einzig praktischen und zum Ziele führenden halte. Selbstverständlich konnten zwei Männer, die so lange Zeit mit denselben Mitteln für denselben Zweck gemeinsam gestritten, nicht verschiedene Wege wandeln, ohne sich bald auch persönlich anzufeinden. Zwar thaten dies Beide ungerne und verhüllt; aber der offene Bruch musste eintreten, als Kossuth sich offen dem feierlich ausgesprochenen freien Willen der Nation widersetzte. Als Kossuths erster Brief, in welchem das Werk des Ausgleiches verflucht wird, ins Land kam, da trat ihm Pulszky entgegen, er antwortete in einem Schreiben, dessen ungeheure Wirkung am besten daraus ersichtlich ist, dass von demselben 40,000 Exemplare in ungarischer und 29,000 in deutscher Sprache binnen vier Tagen vergriffen wurden.

Diesen Brief wird ihm die Linke niemals verzeihen; sie betrachtet ihn als Verrath an ihrem Ideal, an ihren Gott, an Kossuth, wie sie es überhaupt allen gewesenen ungarischen Emigranten verübelt, dass sie es endlich aufgegeben haben, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen und in die ihnen aufrichtig hingehaltene versöhnende Hand des Monarchen mit derselben Aufrichtigkeit eingeschlagen haben.

Aber was man allen Anderen, selbst den Generalen der Revolutionsarmee nach und nach verziehen hat, das konnte man ihm nicht verzeihen; was bei Klapka und Perczel, bei Vetter und Türr als Ueberzeugung hingenommen wurde, das sollte bei ihm Verrath sein und man ward nicht müde, ihm die schmutzigsten Motive zu unterschieben, ihm, den sein zurückerlangtes Vermögen

der Nothwendigkeit, in einem Amte Brod zu suchen überhob, der, weil er weiss, dass seine Zeit noch nicht gekommen sei, jene Zeit, wo in Ungarn die Prinzipien einer radikalen Demokratie zur Geltung gelangen können, jede aktive Stellung im ungarischen Ministerium von sich wies, ihm sagte man nach, er sei bestochen; ihm, der den grössten Theil seines Vermögens der Sache des Landes geopfert, er stände im Dienste der Wiener Reaktion! Zwar sind diese Verläumdungen an ihrer eigenen Lächerlichkeit erstickt, aber man wird nicht müde, Neues zu ersinnen — und Pulszky lacht darüber. Er kennt die Quelle dieser ihm erwiesenen Liebesdienste sehr wohl, er weiss, wer alle die Lügen gegen ihn austreut und es wäre ihm ein Leichtes, dieselben auf immer verstummen zu machen, aber er hält es nicht der Mühe werth. „Wenn Ungarn dieser Clique, die auch mich hasst und hassen muss, aus der einfachen Ursache, weil die Dummheit die Vernunft immer hasst, Glauben schenkt und vertraut, dann kann ich ebensowenig als sonst Jemand dem Lande helfen.“ Das ist Pulszky's Ansicht über seine Gegner, welche Ansicht er ihnen auch ganz unverhüllt bei jeder Gelegenheit in's Antlitz schleudert. Man wird es also zur Genüge begreiflich finden, dass der Hass gegen ihn ein unversöhnlicher, schonungsloser sein muss.

Pulszky hat übrigens Recht; es ist nicht nothwendig, dass er sich gegen seine Gegner vertheidige. Die Intelligenz des Landes hat zu wiederholtenmalen bewiesen, dass sie ihm vertraut, dass sie ihn kennt und dass sie ihn für den aufrichtigsten, energischesten Vertreter der demokratischen Prinzipien hält. Namentlich ist Pulszky's Popularität bei den in Ungarn wohnenden Deutschen gross.

Trotz der strengen Parteidisziplin, die er sich selbst auferlegt und trotz der Fügsamkeit, mit der er sich oft gegen seine bessere Ueberzeugung den Beschlüssen der Deákpartei unterwirft, gibt es doch gewisse Fragen, in denen er keine Parteidisziplin und keine Fügsamkeit kennt — dies sind die Freiheitsfragen. Auf religiösem Gebiete namentlich hat er sich bereits wiederholt und zwar nicht ohne — wenn auch nur moralischem — Erfolg der conservativen Richtung, die zeitweilig in der Deákpartei die Oberhand gewann, widersetzt. Seine Reden in den Conferenzen haben oft den furchtbarsten Sturm der in ihren Lebensinteressen angegriffenen Klerikalen hervorgerufen. Denn Pulszky ist, obwohl er sich dafür hält, durchaus kein Diplomat; er schweigt oder schlägt mit Keulen drein. Es ist dies bei einem Staatsmanne ein Fehler; hätte er zu laviren gewusst, so würde er vielleicht mehr erreicht haben; aber ich glaube, in Ungarn thut auch ein Mann noth, der die Ideen der Demokratie, wenn auch ohne unmittelbaren, sofortigen Erfolg, in die Massen wirft. Man steht hier noch immer nicht auf jenem Standpunkte, namentlich in religiösen Dingen nicht, den Frankreich schon vor 80 Jahren erklimmen; wir sind noch Alle ungeheuer fromm und die alleinseligmachende Mutterkirche hat sich über unsere Reformgelüste wahrlich nicht zu beklagen. Wenn wir in Hader mit ihr gerathen, so geschieht es höchstens, weil wir glauben, dass man auch auf andere Weise gute Christen erziehen könne, als dies die Kirche thut; aber die Idee, dass es überhaupt gar nicht nothwendig sei, gute Christen zu erziehen, dass es nur nothwendig sei, den Menschen zum Menschen zu erziehen, ist uns noch fremd, und wenn Einzelne anfangen, sich mit dieser Idee schüchtern zu befreunden, so haben sie noch lange den

Muth nicht, sie auch offen auszusprechen. Pulszky hat diesen Muth; er war der Erste und bisher auch der Einzige, der das kühne Wort gewagt, als man ihm zurief, wenn seine Ideen über den Volksschulunterricht in's Leben gerufen würden, dann würde die nächste Generation irreligiös werden: „ich sehe nicht ein, dass dies ein so grosses Unglück wäre.“ Man kann sich denken, welchen Sturm diese kühne Blasphemie in den Reihen unserer gut christlich-katholischen, protestantischen und kalvinischen Volksvertreter hervorgerufen hat. Wäre irgendwo ein Scheiterhaufen in der Nähe gewesen, man hätte den Ketzer sicherlich ad majorem dei gloriam ein klein wenig braten lassen. Sonderbar will es mir daher scheinen, dass die ungarische Intelligenz, die doch in ihrer grossen Masse den Ideen Pulszky's noch ebenso ferne steht, wie der Bauer und Tagelöhner, ihm doch eben dieser Ideen halber ihre Sympathien entgegenbringt. Es muss den liberalen Ideen eine gewisse Zauberkraft innewohnen, die selbst Jene, die sie nicht ganz aufzufassen vermögen, doch mit der leisen Ahnung erfüllt, dass in diesen Ideen das zukünftige Heil der Menschheit ruht. Wir in Ungarn, wir liegen noch tief in den Banden der Pfaffenherrschaft, gleichviel ob wir Katholiken, Protestanten oder Juden sind, wir haben uns noch nicht von dem Glauben an die Autorität lossagen können; aber es scheint doch, dass wir gegen die Zügel, die uns noch fest und gut angelegt sind, uns aufzubäumen und sie knirschend zu zerreißen suchen. Sonst wäre es unbegreiflich, warum uns jeder Stoss, den jene Autoritäten, an die wir doch glauben, erleiden, mit innerer Befriedigung, ja oft mit lautem Jubel erfüllt. Wir gleichen dem Sklaven, der das ihm auferlegte Joch hasst, der da weiss, dass es nur seines Willens bedarf, um es zu zerbrechen und der doch

diesen Willen nicht fassen kann. — Pulszky hat diesen Willen; er rüttelt an dem Joche, aber er allein ist zu schwach, es zu zerbrechen und wann er Unterstützung finden wird, wann sich eine auch nur geringe Partei um die Fahne seiner Ideen schaaren wird, das wage ich nicht zu bestimmen. Es hiess bereits vor einem Jahre, dass sich eine unabhängige, rein demokratische Partei unter Pulszky's Führung bilden würde oder schon gebildet habe. Ich konnte nicht daran glauben, denn ich wusste nicht, woher die Demokraten für diese demokratische Partei zu nehmen seien. Es gibt wol im ungarischen Unterhause einige junge Leute, aus denen sich zweifelsohne früher oder später echte und wahre Demokraten herausbilden werden, die es vielleicht schon sind — ich erwähne hier nur den jungen Bujanovics, der mit einer gewissen Verzückung und Begeisterung sich für die höchsten Wahrheiten der Menschheit zu ereifern vermag — aber nur im Prinzipie und in der Theorie; dass diese jungen Männer selbst Demokraten seien, dass es in ihrer Macht läge, die Principien, für die sie sich begeistern, kühn in's Leben hinaus zu rufen; das wissen sie nicht, das getrauen sie sich nicht zu gestehen und ich habe sie im Verdachte, dass sie, wenn sie es wüssten, schnell in die Beichte liefen.

Pulszky blieb also allein und ohne Unterstützung, als er der Kirche den Fehdehandschuh vor die Füße warf; die grosse Masse des Hauses blieb gleichgiltig und die katholischen und protestantischen Ultramontanen fielen mit Wuth und Erbitterung über ihn her. Er wurde geschlagen und zog sich wieder in sein Schneckenhaus zurück, von welchem aus er den Gang der Ereignisse ruhig und abwartend beobachtet.

Er spielt gegenwärtig in der Deákpartei, in der er

doch unstreitig nach Deák und Andrassy, die bedeutendste Kraft ist, fast gar keine öffentliche Rolle. Im Hause spricht er selten und niemals vorbereitet; nur wenn ihm irgend ein patriotischer Gallimathias der Linken besonders in Harnisch bringt, springt er auf und ruft dieser einige wenige Grobheiten zu. Es ist noch nicht vorgekommen, dass Pulszky eine Rede gehalten hätte, ohne dass im stenographischen Protokoll zu lesen gewesen wäre „Lärm auf der Linken.“ Dieser Lärm artet oft in einen förmlichen Skandal aus, wenn nämlich Pulszky einige wunde Flecke der Linken, z. B. ihr Verhältniss zu Kossuth berührt. Sonst schweigt er, wie gesagt, und lacht. In den Commissionen und Sektionen hingegen ist er einer der unermüdetsten Arbeiter, der Popanz des Finanzministers und die Geisel Koloman Tisza's dessen schönste Phrasen an Pulszky's eisiger Ironie und olympischer Grobheit zerschellen.

In seinem Aeussern ist Franz Pulszky in wahrhaft gesuchter Weise vernachlässigt; er weiss sich immer die abgeschmacktesten Hutformen und die am schlechtesten zugeschnittenen Beinkleider und Mäntel zu verschaffen. Sein Haar trägt er wahrscheinlich blos deshalb in der bekannten langen Form, weil er es herausgebracht, dass ihn dies am schlechtesten kleidet. Seine Feinde wollen sogar behaupten, dass er mit seinem Mangel an Eitelkeit kokettire; möglich, doch damit will nur schlecht harmoniren, dass Pulszky von jeher ein grosser Verehrer des schönen Geschlechtes gewesen. Glaubwürdiger erscheint mir, was einer seiner Freunde behauptet, dass Pulszky's Toilette früher von dessen Frau besorgt wurde und zwar in so sorgsamer Weise, dass er jetzt vergessen hat, wie man sich allein kleide. Noch wahrscheinlicher scheint es mir, dass die Nachlässigkeit in der Klei-

ding bei Pulszky Familienübel ist; denn sein Sohn August, dem wahrlich Niemand irgend welche Koketterie nachsagen kann, kleidet sich wo möglich noch nachlässiger und abgeschmackter als sein Vater.

Uebrigens hindert die sorglose Kleidung und das abgeschmackte lange Haar Pulszky nicht, sehr geistreich auszusehen. Wer den Mann einmal gesehen, wird ihn gewiss niemals vergessen und wer ihn einmal gesprochen, noch viel weniger; denn so abstoßend, so grob Pulszky im öffentlichen Leben ist, so anziehend und gemüthlich kann er im Privatverkehre werden, wenn ihm nämlich die Person, mit der er verkehrt, zusagt. Im entgegengesetzten Falle allerdings ist er auch im Privatverkehre rücksichtslos, selbst unhöflich. Aber den Einen Vorzug hat er unter allen Umständen, dass er von keinem Menschen ein anderes Entgegenkommen erwartet, als er ihm angedeihen lässt. Gegnerische Grobheit, ja selbst Unverschämtheit — nicht einmal die Csernatony's — hat ihn noch niemals in Harnisch gebracht; das Einzige, was er nicht vertragen kann, ist die Dummheit.

Auf der Gallerie des Unterhauses sass ein Provinzbewohner dem Schlage der guten alten Táblabiró's angehörend, dem ein gefälliger Nachbar die Koryphäen des Hauses zeigte. „Und wer ist denn jener Engländer neben Eötvös?“ fragte der Alte. Das ist der ungarische Minister um die Person des Monarchen, **Graf Georg Fesztetics**, war die Antwort. Der Táblabiró schüttelte ungläubig und verwundert das Haupt, besah sich die lange, offenbar vom Spleen heimgesuchte Gestalt, die mit seinen Vorstellungen von einem ungarischen Minister schlecht harmonirte und rief endlich ärgerlich aus: „Wenn möcht' er sich verfluchte Schweiferln doch wenigstens aufwachsen!“ wobei er eine Pantomime machte, die errathen liess, dass er des Herrn Minister's wohlgepflegte Kotelette's unter besagten „Schweiferln“ verstand. In dieser Aeusserung liegt die ganze Kritik der heftigen, zum Theil masslosen Angriffe, denen der Minister Fesztetics sehr mit Unrecht ausgesetzt ist. Man wirft ihm vor, dass er nichts gethan habe und vergisst ganz, dass es gar nicht seines Amtes und seines Berufes als Minister ohne Portefeuille ist mehr und anders zu thun, als er eben gethan; man wirft ihm vor, zahllose Adelsnennungen und Ordensverleihungen vermittelt zu haben und

vergisst ganz, welche Legion von ähnlichen Gesuchen er zurückweisen musste. In Wahrheit hat man an ihm nur auszusetzen, dass er in seinem ganzen Wesen so gar nichts Ungarisches hat, dass er sich niemals und in keinem Punkte den Anforderungen des spezifisch magyarischen Nationalbewusstsein's fügte. Fesztetics war stets ein treuer Sohn seines Landes. Er war einer jener Wenigen, die, obwohl bei Hofe wohlgelitten, selbst in den trüben Zeiten der fünfziger Jahre stets, wo sie nur konnten, für das Recht ihres Landes das Wort ergriffen. In seinen politischen Prinzipien war er zwar nicht radikal, aber auch niemals reaktionär; er gehörte jener Parteirichtung an, die man am treffendsten die *neue-conservative* nennen könnte und trotzdem ist er im höchsten Grade unpopulär. Während man andere Magnaten, die in den Jahren der Prüfung an ihr Vaterland und an dessen Rechte vergessen hatten, die jetzt noch sich zu Dienern des Pfaffenthums und jeder möglichen Reaktion hergeben, die aber in Sporen und Kalpag einherstolzirten als das erste Morgenlicht der neuen Aera heranbrach und deren drittes Wort in allen Reden das „theuere Vaterland“ ist, als gute Kernpatrioten gelten lässt: kann man es Fesztetics nicht verzeihen, dass er seinem Lande nach besten Kräften und treu diente, angethan mit deutschem Rock und mit englischem Barte an der Wange. Es ist eben ein Fluch unserer Nation, dass sie noch immer mehr nach Aeusserlichkeiten als nach dem Kern der Sache urtheilt, dass sie den Kopf, der Gedanken des Verrath's brütet, den aber ein Kalpag deckt, höher schätzt, als den Kopf des Patrioten, auf dem sie den verhassten Cylinder sieht.

Zu den bedeutenden Politikern des Landes darf Graf Fesztetics allerdings nicht gezählt werden, allein der

Posten, auf welchem er sich befindet, verlangt kein politisches Genie, sondern blos politische Ehrlichkeit und diese ist ihm in hohem Grade eigen. Der Posten eines Ministers um die Person des Monarchen ist an sich nach den 1867-er Gesetzen ganz überflüssig, man strich ihn nur nicht aus der Verfassung, weil er in den 1848-er Gesetzen normirt ist und weil man den Ultra's nicht neue Veranlassung geben wollte Verrath zu schreien, überdiess aber, weil man in dem Grafen Fesztetics eine Person fand, die eben für diesen, in jeder andern Hand zwecklosen Posten im hohen Grade geeignet war. Der Minister ist nämlich, wie schon früher bemerkt, bei Hofe äusserst beliebt und es konnte der jungen ungarischen Verfassung in keiner Beziehung schädlich sein, um die Person des Monarchen einen Vertreter zu haben, dem dieser persönlich geneigt und wohlgewogen ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser Ministerposten nachträglich aus der Verfassung ganz wird gestrichen werden.

Im Privatverkehr wird Graf Fesztetics als ein Mann gerühmt, der ein einmal gegebenes Versprechen nie vergisst, dessen Wort ein Heiligthum ist; man sieht schon hieraus, dass Fesztetics zum Diplomaten nicht taugt. Eine andere Eigenschaft des Grafen, die als Beweis dafür gelten kann, in wie geringem Grade er die nationalen Eigenthümlichkeiten seines Volkes und namentlich seiner Standesgenossen theilt ist die, dass er ein ausserordentlich guter Wirth ist. Als sein Vater starb, hinterliess er sein unermessliches Vermögen in derart ungeordneten Zuständen und dermassen verschuldet, dass der älteste der Söhne sich weigerte die Erbschaft anzutreten.

Da bot ihm der jüngere, Georg, an, er wolle die Erbschaft übernehmen, das schönste Gut von fünfzigtau-

send Joch schuldenfrei ausscheiden und dem älteren Bruder überlassen, den Rest aber für sich behalten.

Selbstverständlich wurde der Vorschlag angenommen; der junge Georg Fesztetics brachte Ordnung in das wüste Convolut von Schulden, Unterschleifen und uneinbringlichen Forderungen, das er vorfand und stellte das damals von den meisten seiner Standesgenossen verachtete Prinzip auf, dass auch ein Magnat nicht Luxus treiben dürfe, solange nicht der Letzte seiner Gläubiger befriedigt sei, und das Resultat davon ist, dass er gegenwärtig den ganzen Komplex der Familiengüter schuldenfrei besitzt. Jetzt allerdings steht der Graf mit diesem Beweise der Wirthschaftlichkeit nicht mehr so ganz allein unter dem reichen Adel Ungarns; es gibt jetzt viele Geschlechter, welche einzusehen beginnen, dass die Würde und der Anstand des Edelmannes nicht in seiner Verschwendung allein liege, ja einige kühne Ketzer behaupten sogar, dass den ungarischen Edelmann nicht einmal die Arbeit schände, dass der ungarische Grossgrundbesitzer Industrie treiben dürfe und dass selbst Bankgeschäfte nicht nothwendig einen unauslöschlichen Makel auf den Ehrenschild seiner Ahnen werfen. Aber diese Ketzer sind heute noch selten und in jener Zeit, wo Graf Fesztetics zu wirthschaften begann, existirten sie fast noch gar nicht. Damals wirthschaftete der reiche ungarische Aristokrat in einer Weise, die allein es erklärlich macht, dass Adelsgeschlechter, deren Grundbesitz das Gebiet eines deutschen Königreiches ausfüllen würde, total zu Grunde gerichtet und fast an den Bettelstab gebracht worden sind.

Über den Redner Fesztetics lässt sich wenig sagen, denn er nahm öffentlich bloß zweimal das Wort, um in kurzer, bündiger Weise seine Meinung abzugeben. Es

geschah beidemal im Interesse der liberalen Sache. Auch im Privatverkehr ist der Minister höchst schweigsam, soll aber, wenn man sein Interesse zu erregen vermag, sehr liebenswürdig und anregend werden können.

Zwanzig Jahre sind verstrichen, seitdem Haynau der Würgengel, unter den Edlen Ungarns gewüthet und noch vibriren schmerzhaft die Gemüthssaiten jedes ungarischen Patrioten unter dem Einflusse des nachhaltigen Weh's über den Tod der Edelsten und Besten. Aber das ungarische Volk ist grossmüthig und verzeiht das Leid, das man ihm zugefügt, früher, als die Erinnerung daran in seinem Herzen erlischt; in den Tagen wiederkehrenden Glückes weint es seinen Martyrern eine Thräne, ihren Henkern aber ruft es zu: Euch sei vergeben!

Nicht vergessen und nicht vergeben jedoch werde ich für meinen Theil dem Wütherich, dass er **Ludwig Csernátony** in effigie hängen liess. Ich möchte nicht missverstanden sein; nicht gegen das „in effigie“ will ich protestirt haben — das wäre ein schlechter Witz; ganz im Gegentheile, ich kann Haynau nie und nimmer den Missgriff verzeihen, dass er Saul unter die Propheten gereiht, dass er Ludwig Csernátony die Ehre anthat, ihn in einen Topf mit Kossuth, Klapka und Perczel zu werfen. Er hat ihm dadurch zu einem unverdienten Nimbus und einem ungemein wohlfeilen Martyrium verholten. Einen süsseren Tod für's Vaterland, als in effigie gehängt zu werden, kann es gewiss nicht geben, und auch

ein billigeres Martyrium nicht. Seien wir praktisch, wie es rechten Kindern unserer Zeit geziemt. Was frommt es den Helden allen, die sich für ihr Vaterland, für die Sache der Menschheit geopfert, wenn die Nachwelt ihr Andenken verehrt und ihnen steinerne Denkmäler setzt? Ob die Geister solcher Heroen mit Wohlgefallen aus den olympischen Höhen auf die dankbaren Geschlechter niederschauen — das müsste erst untersucht werden, und fraget einmal Csernátony, ob er mit Leonidas, Nikolaus Zrinyi, mit Johann Huss tauscht, und er ist schwerlich so sehr Narr, um darauf mit „ja“ zu antworten. Bei lebendigem Leibe den Weihrauchduft einzuathmen, der sonst nur dem Andenken grosser Todten dargebracht wird; in Genüssen zu schwelgen, für die man nicht die Rechnung bezahlt hat; oder Zeuge der wiederkehrenden Freiheit, des Glückes, der Wohlfahrt eines Volkes zu sein, und als frischer und gesunder Martyrer an dieser Freiheit, an diesem Glücke, an dieser Wohlfahrt Antheil zu nehmen und zum Ueberflusse noch als Volksvertreter Landtagsdiäten zu beziehen — das muss, saget was ihr wollt, viel angenehmer und süsser sein, als für's Vaterland erschossen oder aufgehängt zu werden, und ich halte Csernátony für vernünftig genug, um seiner Zustimmung in dieser Hinsicht versichert zu sein.

Und nicht nur süss, sondern auch rentabel ist ein solches Martyrium; es ist dies eine Art Tetzelscher Ablassbriefe, auf das Conto desselben lässt sich ein ganzes Leben lang weidlich sündigen, ohne dass einem dafür ein Haar gekrümmt würde; „seien wir nachsichtig“ — sagt dann die Welt — „er ist ein armer Martyrer, der für uns geduldet und gelitten, der alle Schuld nachträglich und im Vorhinein abgebüsst hat.“

Deshalb werde ich, wie gesagt, Haynau es nicht

verzeihen, dass er über Csernátony ein völlig unverdientes Todesurtheil sprechen liess; es wurde dadurch eine gewisse Spezies grosser Männer, an welcher wir in Ungarn laboriren, um eines der schlimmsten Exemplare vermehrt. Wer war Csernátony? Ihr schlaget nach in den Blättern der ungarischen Revolutionsgeschichte? Dort werdet ihr seinen Namen vergebens suchen; blättert aber in den Annalen, wo die Verirrungen jugendlicher Kraftgenies verewigt sind — dort findet ihr seine Spuren. Und was ist Csernátony heute? Er ist eine negative Grösse; er ist ein Mensch, fertig zu Allem und fertig in Nichts. Es gibt keine Skala in der Stufenleiter sozialer und politischer, eine höhern Summe von Intelligenz erfordernder Stellungen, die er einzunehmen nicht augenblicklich bereit wäre, ohne aber für irgend eine derselben ausgesprochene Fähigkeiten zu besitzen. Gegenwärtig ist er seines Zeichens Journalist, besitzt aber weder das Wissen, noch den Ernst, noch die Tiefe, noch auch den Charakter, die einen politischen Schriftsteller auszeichnen müssen, wenn er über die Menge der Dutzendskribenten hervorragen soll. Den Mangel an Wissen und richtiger politischer Einsicht sucht er durch einen Aufwand von Esprit der leichtesten französischen Sorte zu ersetzen, und wenn er an der Grenze seines Bischen Latein angelangt ist, so schlägt er einen Purzelbaum, um die Zweifel des lieben Publikums in einem Gelächter zu ersticken.

Dadurch hat er in die ungarische Publizistik einen bisher völlig unbekanntem Ton gebracht, einen Ton, der mit dem Ernste und der Würde derselben in grellem Missklange steht, und nicht wenig geeignet ist, den Geschmack des ungarischen Lesepublikums zu verderben. Zwar ist der Ernst der ungarischen publizistischen Literatur oft ein gar

zu düsterer und nicht selten ein recht schwerfälliger; etwas mehr Frische und Lebendigkeit würde ihr durchaus nicht zu Schaden gereichen und ein Bischen gesunden Ferments, das ihr Agilität einflößen würde, wäre ihr gar sehr vonnöthen; allein ein Mensch, wie Csernátony, der die Schellenkappe aufsetzt und mit der Bajazzopritsche um sich schlägt, wird eine solche Reform nie zu Wege bringen. Die Menge lacht über den drolligen Spassmacher, die Denkenden wenden sich mit Widerwillen von ihm, und die politischen Schriftsteller hüllen sich um so dichter in die freilich einigermaßen schadhafte Toge schwerfälliger Classizität, jemehr sie Ursache haben, Herrn Csernátony nicht als Ihresgleichen anzuerkennen. Csernátony ist so recht eigentlich ein oppositioneller Scribent, dessen Lebenselement die Polemik und die Negation ist; über diese hinaus bewegt er sich, wie ein Krokodil auf dem Sande. Heute hält er's natürlich mit der Linken; käme diese zufällig an's Ruder, so wäre er als Journalist lahm gelegt, oder er ginge zur Minorität über. Zu Letzterem wäre er ohne Besinnen entschlossen, seine Ueberzeugung würde ihn, glaube ich, nicht daran verhindern, denn sein politisches credo lautet: *ubi oppositio, ibi patria.*

Eigenthümlicher Natur ist Csernátony's Verhältniss zu Jokai. Jokai, der Mann der idealen Anschauung, Jokai, der schwärmerische Patriot, der ehrliche, offene Charakter, in freundschaftlichen Beziehungen zu Csernátony, gemahnt mich stark an Faust und seinen Mephisto, und thatsächlich müssen die politischen Sünden, die Jokai, oft vielleicht unbewusst, begeht, in Csernátony ihren Urheber haben, der seinen Freund des Oefteren in die verfänglichsten Positionen bringt. Leider ist die öffentliche Meinung, an der unser romantischer

Politiker sich versündigt, kein naives Gretchen, sondern eine wilde Judith, die die Schmach, welche man ihr anthut, blutig rächt und dem Frevler erbarmungslos das Haupt abschlägt. — Jókai hat dies erfahren; seitdem seine Beziehungen zu Csernátony in dicke Freundschaft ausgeartet, hat er nicht wenig von den Sympathien eingebüsst, die ihm früher das ganze Land entgegengebracht. Diese Thatsache mag als Gradmesser für die Achtung dienen, deren Csernátony sich erfreut. Selbst die Freundschaft Jókais scheint übrigens mit Achtung nicht verbunden zu sein, denn sonst wäre es nicht recht erklärlich, warum sich Letzterer mit Pulszky duellirte, weil dieser erklärt hatte, ihn mit seinem Freunde in eine Kategorie stellen zu müssen. Das erwähnte Duell wurde übrigens verhängnissvoll für unseren Helden; die beiden Gegner gingen unverletzt aus dem Kampfe — er blieb als (moralisch) Todter am Platze; er hatte an Pulszky seinen Meister gefunden.

Csernátony gibt sich freilich den Anschein, als ob ihm an der öffentlichen Achtung wenig gelegen wäre und er trägt einen Cynismus zur Schau, der mit seiner schlecht bemäntelten kleinlichen Eitelkeit in komischem Kontraste steht, einen Cynismus, der nur ein Ausfluss gekränkten Ehrgeizes, erfahrener Missachtung ist und gleichsam eine Revanche für Letztere sein soll. Csernátony kann es aber nicht verhindern, dass aus den Löchern seines groben Mantels dann und wann seine Eitelkeit hervorguckt, und wenn er aus der Rolle fällt, dann prahlt er beispielsweise damit, dass er „auch in der Deákparthei Freunde habe,“ oder dass ihm Ghyezy zu seinem Namenstage eine Zigarrenspitze geschenkt hat. Für derlei zarte Aufmerksamkeiten ist er ungemein empfänglich — vielleicht, weil sie ihm so selten widerfahren — und

ich glaube, dass ein recht freundschaftlicher Händedruck des Grafen Andrassy die Zauberkraft besässe, ihm die gründlichste Ueberzeugung von dem Ephemeren der Ghy-czy-Tisza'schen Politik beizubringen.

In der Parthei nimmt Csernátony, wie es scheint, die Stellung eines enfant terrible ein; man macht gute Miene zu seinem bösen Spiele, erstlich aus Rücksicht für seinen „Freund“ und zweitens, weil eine solide politische Parthei hierzulande manchmal journalistischer Hausmeisterdienste nicht entrathen kann.

Eines muss ich Csernátony zu seinem Lobe nachsagen; seit dem Fiasko, das er mit seiner Jungfernrede gemacht, hat er die Sache seiner Parthei durch kein einziges öffentlich gesprochenes Wort zu Grunde gerichtet, denn seit jener Zeit schweigt er beharrlich und hoffentlich wird er auch fernerhin schweigen, und gleichwie die Königin Elisabeth von England die Grabschrift erhielt: „hier ruht die jungfräuliche Königin Elisabeth;“ so wird man unserem Csernátony dereinst auf den Grabstein schreiben: „Hier ruht der jungfräuliche Parlamentsredner Csernátony.“

Keinem der Minister hat man bei seinem Amtsantritt grösseres Unrecht gethan und keiner hat sich glänzender rehabilitirt als der Handelsminister **Stefan Gorove**. Es ist eigentlich nicht recht erklärlich, wieso es kam, dass man von diesem Manne, der längst schon in gediegenen und auch im Auslande anerkannten Schriften seine Befähigung auf handelspolitischem und kommerziellem Gebiete dargethan hatte, voraussetzen konnte, dass er sich seinem Amte nicht würde gewachsen zeigen. Er war im Jahre 1861 einer der Koryphäen der Deákpartei, zu der er auch nach Eröffnung des soeben abgelaufenen Reichstags getreulich hielt. Da er aber im Verlauf der ganzen Session 1865—66 und Anfang 67 kein Wort sprach, so mögen wohl jene Leute, die gewohnt sind, die Befähigung eines Staatsmannes nach seiner Redseligkeit zu bemessen, an seiner Kapazität irre geworden sein. Man machte daher, als er das Portefeuille für Ackerbau, Handel und Industrie übernahm, zahllose, theils gute, theils schlechte Witze über den neuen Minister, die jedoch immer seltener wurden und nach einem halben Jahre ganz verstummt waren. Gorove, der vielverhöhnnte Gorove, hat in seinem Ressort mehr gethan, als irgend einer der anderen Minister in dem seinen. Er brachte Ordnung in das heillose unga-

rische Post- und Telegrafwesen, ergriff energische und von Erfolg gekrönte Massregeln zu Unterdrückung der Viehseuche, — die übrigens sein Steckenpferd ist — ermunterte die Landwirthschaft und was die Hauptsache ist, er war mit eiserner Konsequenz bestrebt, das bisherige Schutzzollsystem in ein offenes und radikales Freihandelsystem umzuwandeln. Er wird zwar eben wegen dieses letzteren lobenswerthen Strebens höchst wahrscheinlich noch gewaltige Kämpfe und grosse Anfeindungen zu erdulden haben, denn noch hat sich das Prinzip des Freihandels in Ungarn nicht vollständig Bahn gebrochen, ja man kann behaupten, dass die meisten der hiesigen Nationalökonomien, die sich selbst für aufrichtige Freihändler halten, dies insofern sind, als es sich um Export und Import von Waaren handelt, die in Ungarn nicht erzeugt werden, so wie aber von Eisen, Weizen, Mehl oder dergleichen Dingen die Rede ist — ah Bauer, das ist etwas Anderes — da wird mit bornürter Zähigkeit am bisherigen Schlendrian festgehalten und wie in allen Dingen der Patriotismus herhalten muss, so gibt man auch den Schutzzoll für heimische Produkte als ein Postulat des Patriotismus aus. Glücklicherweise ist der Handelsminister von dieser Art des Patriotismus nicht im Geringsten angesteckt; wie seine Intervention bei Abschliessung der Handelsverträge mit Preussen, England und der Schweiz bewiesen hat, steht er vollkommen auf der Höhe der Zeit und es wäre nur zu wünschen, dass er mit allen seinen Ideen durchdringe.

Man hält Herrn von Gorove für sehr stolz, während er eigentlich nur wohlbeleibt ist. Es soll dies kein Paradoxon sein. Gorove ist ein recht gemüthlicher, etwas eitler Mann, der zwar auf seinen zierlichen Backenbart, auf seine tadellose Toilette und auf seine wohlgepflegten

Hände sehr eingebildet ist, über dessen Stolz sich aber noch Niemand zu beklagen gehabt hat, der mit ihm in näherem Verkehr gestanden. Wenn man ihn also trotzdem für aufgeblasen hält, so kann dies seinen Grund nur in der eigenthümlichen Haltung seines Hauptes haben, welche Haltung aber durch ein Doppelkinn, welches in enger Kravatte eingezwängt, das gemüthlich schmunzelnde Antlitz und folglich auch die im Mittelpunkte des letzteren befindliche Nase hoch in die Höhe hebt, bedingt ist. Es hat also seinen guten Sinn, wenn ich behaupte, Gorove sei nicht stolz, sondern wohlbeleibt. Ferner hat man ihm vorgeworfen, dass er seinen Beamten vorschreibe, nicht anders als schwarz gekleidet vor ihm zu erscheinen. Dies ist nun abermals unrichtig. Allerdings gibt der Herr Handelsminister denjenigen seiner Beamten, die er besonders wohl leiden mag, hie und da vertrauliche Andeutungen über die Geheimnisse der Toilettekunst und so hat er ihnen wohl auch unter Anderem vertraut, wie ausnehmend fein und zierlich einem gesetzten Manne, namentlich einem Staatsbeamten, der schwarze Rock lasse. Um dem Minister eine Freude zu machen, kleideten sich seine Bureauchefs schwarz und die Conzipienten, denen das Ding zu Ohren kam, thaten dasselbe. Von einem Befehle, Schwarz zu tragen, ist niemals die Rede gewesen.

Auch ein Freund des schönen Geschlechts ist Herr von Gorove; auf der Gallerie des Unterhauses darf kein halbwegs interessanter Mädchenkopf erscheinen, den der Handelsminister nicht sofort durch sein Monocle gründlich inspizirte und man will bemerkt haben, dass er oft mit Vorliebe selbst in den entlegensten Stadttheilen promenire, wenn zufällig eine hübsche Frauengestalt desselben Weges vor ihm wandle, wo er dann natürlich eben so zufällig hinderdrein wandeln muss. Ja die böse Welt erzählt sogar

eine Geschichte, die ich hier keineswegs aus dem Grunde wiedergebe, damit sie geglaubt werde, sondern nur als warnendes Exempel für zukünftige Handelsminister, denen eine solche Geschichte möglicher Weise wirklich passiren könnte. Herr von Gorove, so erzählt die böse, lügnerische Welt, soll nämlich eines Abends auf der Elisabethpromenade lustwandelnd, aus seinem Brüten über die zukünftige Handelsgrösse Pests sehr angenehm durch eine reizende weibliche Erscheinung aufgestört worden sein, die in seidenem Kleide an ihm vorbeirauschte und ihn dabei zufällig am Arme leicht streifte. Das Monocle sass mit Blitzesschnelle im rechten Auge und der Minister hatte gerade noch Zeit, im trüben Lichte einer Pester Strassenlaterne zu bemerken, dass zu der reizenden Erscheinung auch ein allerliebster Lockenkopf gehöre. Da ihn nichts zwang, über die Handelsgrösse Pests eben am Elisabethplatz und auf keinem andern Orte der Hauptstadt zu brüten, so ging er vollkommen absichtslos in vorsichtiger Entfernung der angenehmen Erscheinung nach. Dieselbe bewegte sich über den Kohlenplatz in die Königsgasse und bog dort in ein Hausthor ein, bei welcher Gelegenheit sie sich umwendete und dem Minister einen, wie diesem dünkte, verführerischen Blick zuwarf. Was war zu thun? Niemand wird leugnen, dass man über die Handelsgrösse Pests in einem Hausthore oder auf der Treppe gerade so gut brüten kann, wie auf der Strasse. Der Minister ging also in das Hausthor hinein und über die Treppe dem Mädchen nach, ja er folgte diesem sogar bis in ein geräumiges Vorgemach. Seine Führerin lächelte ihm nun in der That zu, öffnete die Thür eines zweiten Gemachs und bat ihn einzutreten. Im besagten zweiten Gemache aber sass ein würdiger, alter Herr, den die schöne Fee mit folgenden Worten

ansprach: „Papa, hier ist ein Patient, der dich sucht“, hierauf die Thür zuschloss und verschwand. Der Papa erkundigte sich nach dem Leiden seines Patienten — dieser klagte über Kurzsichtigkeit. Der Arzt verschrieb ihm ein Binocle statt des bisher benutzten Monocles zu gebrauchen, und die Beiden trennten sich als die besten Freunde. Das lügnerische Gerücht will übrigens hinzufügen, dass der schöne boshafte Kobold, der den Handelsminister also verlockte, sich später mit demselben vollständig ausgesöhnt habe, wahrscheinlich um dem Papa dauernd einen guten Patienten zu gewinnen.

Es gibt in Ungarn ein Stück Schwaben, dessen Bewohner, gute Deutsche, zwar nicht aus den Gefilden Schwabens, sondern aus denen des nördlichen Sachsens, doch in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Mundart sowohl, als in vielen ihrer Gebräuche gar sehr an die biedern Bewohner des Neckarthals erinnern. Und gleichwie der Schwabe seinen eigenen Lokalpatriotismus hat und sich für den Deutschen par excellence hält, so auch der Bewohner dieses Fleckens Erde in [Ungarn, nämlich der Zips. Die biedern Zipser halten ihre Stammverwandten im grossen deutschen Vaterlande eigentlich für entartete Deutsche; sie lieben sie als echte Magyaronen nicht, denn sie sind grössere Schwabenfresser, als der radikalste „Teremtette“ im Szatmärer und Biharer Komitate; aber auch über die Magyaren dünken sie sich erhaben, wozu allerdings ihr grösserer Gewerbetfleiss, ihre Intelligenz und ihr biederer, gerader Charakter ihnen einiges Recht verleiht. Sie halten sich für ein von Gott ganz besonders begnadetes und mit allen Herz- und Geistgewinnenden Eigenschaften ausgestattetes, auserlesenes Volk. Sie halten unter allen Umständen, im Glück wie im Unglück, treu zu einander und sondern sich, wo sich immer nur zwei oder drei zusammenfinden, streng von

der übrigen Menge ihrer Landsleute. Nichtsdestoweniger sind sie gute Patrioten und wie wir schon früher bemerkt haben, fällt es ihnen auch im Traume nicht ein, sich nach dem grossen deutschen Vaterlande zurückzusehnen. Einer aus diesem auserlesenen Volke, und mit all' seinen Tugenden und Ungezogenheiten begabt, ist der Staatssekretär im Handelsministerium, der Abgeordnete **Emerich Fest**, ein Mann von reichem Wissen und gründlicher Bildung, jedoch von ziemlich beschränktem Gesichtskreise und von einer unergründlichen Dünkelhaftigkeit, die ihresgleichen selbst im käserreichen Béla und Käsmark nicht finden dürfte. Emerich Fest hält sich nicht nur für den grössten, sondern geradezu für den einzigen Nationalökonom Ungarn's, für einen der besten Redner des Reichstags und für den schönsten Mann der ganzen Zips. Was die Nationalökonomie anlangt, hat Emerich Fest allerdings ziemlich in ihre Tiefen geguckt, aber sie zu ergründen ist ihm nicht gelungen. Sein Wissen ist gross, aber es umfasst nicht das ganze Gebiet dieser grossen, weiten Wissenschaft und namentlich scheint ihm die Kunst zu fehlen, die Fingerzeige der Theorie auf die Praxis anzuwenden. Er betrat sein Amt mit solchem Aplomb, dass er selbst dem keineswegs schüchternen und aplomblosen Handelsminister einigermassen imponirte und dieser mit nicht geringer Bewunderung und Liebe zu der seltenen Aquisition hinaufblickte, die er in seinem Adlatus gefunden zu haben glaubte. In den ersten Wochen war Herr von Fest unumschränkter Herr über den Handel, die Industrie und den Ackerbau Ungarns. Diese befanden sich aber unter dieser Herrschaft nicht wohl und Herr von Gorove sah bald ein, dass es besser sein würde, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen. Er that dies und hat es nicht bereut. Mit der, den

Zipsern eigenthümlichen Schmiegsamkeit, fügte sich der Staatssekretär in's Unvermeidliche und besorgt seitdem als guter, brauchbarer Beamte jene Obliegenheiten, die ihm der Minister zuweist. Mit dem Redner Fest sieht es noch windiger aus. Zwar sieht man ihm, so oft er sich erhebt — was übrigens nicht häufig geschieht — jedesmal an, dass er grosse und gewaltige Dinge zu sagen vor hat, aber man wartet bis heute noch vergebens auf diese gewaltigen Dinge. Denn was Fest bisher vorgebracht, waren sehr unbedeutende Sachen; wenn er endet, so ist er stets im höchsten Grade darüber verwundert, dass sich im Hause durchaus kein Erstaunen und kein Entzücken über die aus seinem Munde geflossene Weisheit kundgibt.

Ueber die Schönheit des Staatssekretär's ist mein Urtheil nicht competent. Eine geistreiche Dame, die jedoch als boshaft überall gefürchtet ist, sagte über ihn: „Er sieht wirklich allerliebste aus, ganz als ob er in Milch gekocht wäre.“

Wenn **Balthasar Halász** des Morgens sein Bett verlässt, so ist sein erster Gedanke und seine erste Sorge, über welchen Gegenstand er sich heute gehörig aussprechen werde. Ist an einem Tage gerade zufällig keine Sitzung, dann ist der Mann übel daran. Dann müssen Freunde und Bekannte in Kaffeehäusern und Gasthäusern herhalten, denen er politische, nationalökonomische, industrielle, dozirende oder humoristische, aber jedenfalls irgendwelche Vorträge hält, um sein gepresstes Gemüth, welches nothwendig einige Stunden Redefluss täglich zu brauchen scheint, zu erleichtern. Ist aber Reichstagssitzung, dann findet sich die Sache leichter und bequemer, denn unter den dreihundert und soviel Sitzungen, die der ungarische Reichstag gehalten hat, waren meines Wissens blos zwanzig, in denen Balthasar Halász nicht gesprochen hätte und ich könnte wetten, dass er damals entweder krank oder von Pest abwesend war. Was er spricht, das ist dem Manne ganz gleichgültig, aber auch den andern Abgeordneten, denn diese verlassen in der Regel den Saal, sowie Halász seine Stimme erhebt, es sei denn, dass er beschwichtigend hinzufügt, er wolle jetzt noch nicht viel sprechen er wolle nur eine kurze Bemerkung machen und seine eigentliche Gemüthserleichterungsrede erst spä-

ter abhalten. Im Übrigen aber ist Balthasar Halász ein gemüthlicher Mensch, der auch anderen Leuten ihre Freude gönnt, wenn sie ihn nur ruhig aussprechen lassen. So vergönnt er z. B. den Frauen und Mädchen Ungarn's von ganzem Herzen das Vergnügen des Tabakrauchens, dem er selbst in reichem Maasse huldigt. Er beantragte allen Ernstes, dass man auch den Witwen und Mädchen den Tabakbau zu eigenem Gebrauch gestatten möge. Sonst lässt sich wenig Bemerkenswerthes über ihn sagen, es sei denn, dass er bei allen Zwistigkeiten der äussersten Linken mit den andern Parteien des Hauses, die Vermittlerrolle übernimmt und seine etwas rabiateren Freunde Osiky, Csanády, Bobory und Andere auf die Bänke niederzieht, wenn alles Läuten der Präsidentenglocke nichts fruchten will. Er gehört keiner Partei entschieden an. In der Regel stimmt er mit der äussersten Linken, doch wenn diese es zu arg treibt, verlässt er oft ihre Fahne und stimmt mit der gemässigten Partei, ja einmal hat er sogar gegen die gemässigte und äusserste Linke mit der Deákpartei gestimmt.

Ernst Hollán, der Unterstaatssekretär im Kommunikationsministerium, ist eigentlich der Kommunikationsminister. In seinen Händen ruht die Leitung des Verkehrs wesens und der öffentlichen Bauten so vollständig und unumschränkt, als ob ein Minister Mikó gar niemals existirt hätte, wobei sich übrigens das Land durchaus nicht schlecht befindet, denn Hollán versteht sein Fach und hat auch all' die staatsmännische Befähigung, die dazu nothwendig ist, um das fachmännische Wissen als Minister zu verwerthen. Die erste Feuerprobe seiner diplomatischen Begabung legte er kurz nach Ernennung des ungarischen Ministeriums in Wien ab, wo er im Namen der ungarischen Regierung die Eisenbahnangelegenheiten mit dem jenseitigen Ministerium zu ordnen, ihre dualistische Gestaltung durchzuführen hatte. Er stiess dabei von Seiten des damaligen Leiters der österreichischen Kommunikations-Angelegenheiten, Herrn v. Wüllerstorff, auf sehr geringes Entgegenkommen, ja auf Geringschätzung, wie sie dazumal noch in den Wiener finanziellen Kreisen gegen die praktische Begabung der ungarischen Staatsmänner überhaupt gang und gäbe war. Es schien fast, als würde unsere Regierung in den Eisenbahnangelegenheiten eine sehr traurige Rolle spielen

müssen ; bald aber wendete sich das Blatt und der jenseitige Kommunikationsminister sah sich von seinem ungarischen Kollegen in kürzester Frist dermassen überflügelt und auf allen Punkten ad absurdum geführt, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als sein Amt niederzulegen. Ernst von Hollán verschaffte den ungarischen Ansichten über das Kommunikationswesen den vollständigsten Sieg und er eroberte sich damals schon jene Unabhängigkeit, die er seither gegen jeden Eingriff und gegen jeden Zweifel sicherzustellen gewusst hat.

Die Beweise der technischen Begabung legte Ernst Hollán in einer viel früheren Epoche ab, nämlich im Jahre 1849, wo er als Geniekommandant des ungarischen Belagerungsheeres vor Peterwardein, gegen diese, durch ein vorzügliches Minennetz beinahe absolut gesicherte Festung mit geringen Mitteln das Wunderbarste leistete. Peterwardein ist zu Lande nur von der einen Seite zugänglich und dort erstreckt sich ein dreifaches, grösstentheils aus gemauerten Gängen bestehendes Minennetz, welches jede Annäherung unmöglich macht, zugleich aber auch den gegnerischen Mineuren die Arbeiten im höchsten Grade erschwert. Trotzdem lenkte Hollán seine unterirdischen Angriffe so geschickt dass nach wenigen Monaten der Maulwurfskrieg im Innern der Erde zu Gunsten der Ungarn entschieden war und dass die auf's Aeusserste gebrachte Festung sich kaum mehr einige Tage lang halten können. Dass noch vor Ablauf dieser Tage das österreichische Entsatzheer heranrückte und dass ihm durch Dembinsky's Leichtfertigkeit ein wohlfeiler Sieg in die Hände fiel, das war nicht Holláns Schuld.

Vom Geniekommandanten zum Kommunikationsminister ist allerdings ein gewaltiger Schritt, aber er scheint

nicht zu gross gewesen zu sein für Herrn von Hollán, denn dieser fand sich in seinem neuen Fache sehr rasch zurecht. — Seine Plane wurden Anfangs, namentlich in Wien, für Fantastereien eines unpraktischen hochfliegenden Schwärmers gehalten, man lachte über die Raschheit, mit der in Ofen 600 Meilen Bauten auf dem Papiere fertig gebracht wurden ehe man noch wusste, mit welchen Mitteln auch nur eine einzige von diesen 600 Meilen gebaut werden sollte. Aber das Lachen verstummte sehr bald, denn wenn man in Wien auch nicht wusste, wo diese Mittel zu finden seien, so wusste es doch Hollán und er war ganz der Mann dazu, um sie auch zu ergreifen und am gehörigen Platze zu verwenden. Heute lacht Niemand mehr über ihn. Mehr als ein Drittel seiner Projekte ist schon in Verwirklichung begriffen und die Verwirklichung der andern zwei Drittel ist nur mehr eine Frage der Zeit.

Dass der allmächtige Leiter des Kommunikationsministeriums zahlreiche und mächtige Feinde hat, dass man ihn verdächtigt und verleumdet auf mancherlei Weise, darf Niemand Wunder nehmen, der da bedenkt, dass in Ungarn einige 50 Komitate und einige tausend Städte und Flecken sind, von denen jedes und jede ihre eigene Eisenbahn haben will und die Alle über Verrath und Unrecht schreien, wenn man diesem bescheidenen Wunsche nicht willfahrt. „Mögen sie verläumdern und schreien,“ sagt Hollán, „es ist ja im Grunde genommen doch nur die Frage, ob sie es sind oder andere. Wollte ich sie alle zu Freunden haben, so müsste ich nicht 600, sondern 600.000 Meilen Bahnen bauen lassen.“

Da der Kommunikationsminister im Parlamente fast niemals erscheint, so fällt Hollán stets die Rolle des Anwaltes der ministeriellen Projekte im Parlamente zu. Bei

seinen ersten Reden, die er in seinem neuen Amte hielt, war er von Befangenheit nicht ganz frei, jetzt aber verfiel kaum ein Minister mit jener Entschiedenheit und Klarheit der Gedanken seine Ansichten, keiner ist schlagfertiger als er. Die Angriffe mögen sich von zehn Seiten her auf ihn konzentriren, er wird sie mit gleicher Leichtigkeit alle zehn pariren und es ist dabei der sonderbare Umstand zu bemerken, dass ihm die Linke, die in ihren Journalen durchaus nicht gut über ihn zu sprechen ist, im Parlamente in der Regel gerade so unterstützt wie die Rechte; die Angriffe rühren meist von den Vertretern einzelner, in ihren Eisenbahninteressen gekränkter Marktflecken oder sonstiger Weltstädte her.

Die Energie und die Thatkraft leuchtet Hollán aus den Augen und allen Gesichtszügen. Seine ganze Erscheinung ist angenehm und imponirend. Als der Prinz Napoleon auf seiner osteuropäischen Rundreise durch Pest kam und mit den hervorragendsten Staatsmännern hier verkehrte, erklärte er dem Ministerpräsidenten Andrassy, dass kein Mann unter allen, ihm so imponirt, ihm so gefallen habe, wie der Staatssekretär im Kommunikationsministerium.

Der gemüthlichste, harmloseste und von der Opposition an Mindesten angefeindete Minister ist **Graf Mikó**, der Adlatus des Staatssekretärs **Hollán** im Kommunikationsministerium. Mikó ist nach dem übereinstimmenden Zeugnisse Aller, die ihn kennen, einer der tüchtigsten, gebildetsten Männer Ungarns und Siebenbürgens; er kennt namentlich die Geschichte dieses letzteren, seines engeren Vaterlandes, aufs Genaueste und ist das Nachschlagebuch des Ministerraths über alle siebenbürgische Angelegenheiten; aber vom Kommunikationswesen versteht er nichts. Es hat ihm jemand einmal nachgesagt, sein Eisenbahn-technisches Glaubensbekenntniss und sein Programm über das Kommunikationswesen bestehe darin, dass er überzeugt davon ist, die Eisenbahnen seien eine sehr schöne Erfindung und man werde in zwei Jahren, nach Ausbau der Grosswardein — Klausenburger Bahn, rascher nach Siebenbürgen fahren können als jetzt. Das ist aber eine bitterböse Verläumdung. Der Kommunikationsminister hat ein wohlausgearbeitetes und gut durchdachtes Eisenbahn-Programm — es ist dasjenige, welches der Staatssekretär ausgearbeitet hat. Dieses kennt er genau und auf dieses schwört er, deshalb aber darf niemand den Kommunikationsminister tadeln, er hat den unbestreitbaren Vorzug, dass er sehr wohl

weiss, wie wenig er wisse, und dass es ihm niemals beifällt, Herrn v. Hollán etwas in Amtsangelegenheiten dreinsprechen zu wollen. Zwischen den Beiden besteht die vollständigste Harmonie; was der Staatssekretär anordnet, das unterschreibt der Minister und was der Staatssekretär nicht haben will, das unterschreibt der Minister nicht. Ersterer ist so zartfühlend, ein Geheimniss aus dem sonderbaren Verhältniss, welches hier zwischen Untergebenen und Vorgesetzten besteht, zu machen, aber auch der Minister ist ehrlich und offen genug, um dies nicht zu thun. Er hat niemals und gegen Niemand ein Hehl daraus gemacht, dass Herr v. Hollán nicht sowohl seine rechte Hand, sondern dass er die rechte Hand Holláns d. h. diejenige sei, mit der Hollán unterschreibt.

Es soll sehr ergötzlich gewesen sein, die verblüfften Gesichter jener Eisenbahnbauunternehmer zu sehen, die in irgend einer Angelegenheit von Hollán abgewiesen, sich klagend an den Minister wendeten, als dieser sie ganz ruhig an den Staatssekretär wies. „Ja, von ihm kommen wir ja eben und gegen den klagen wir ja“ sagten die Spekulanten. „Na, auch gut, wenn Sie's ihm nicht sagen wollen, so werde halt ich es ihm sagen“, war die tröstliche Antwort.

Obwohl nun aus diesen verkehrten Verhältnissen für das Land keinerlei Nachtheile entstehen, es sei denn, dass ein überflüssiger Staatssekretärgehalt bezahlt werden muss, da Hollán als Minister eines Staatssekretärs sehr wohl entbehren könnte, so fragt es sich doch, wozu denn eigentlich dieses Verhältniss gut sei. Die Sache hat drei Gründe. Erstens wollte man den ehemaligen Geniechef vor Peterwardein nicht zum Minister machen, da dies in einigen Kreisen Anstoss hätte erregen können und man jeden Anstoss vermeiden wollte; zweitens wollte man

partout auch einen Siebenbürger im Ministerium haben, Drittens sind wir ein demokratisches Land und es ist daher absolut nothwendig, dass die Grafen und Barone im Ministerium in der Majorität seien. Wäre Hollán Minister geworden, so wären gegen zwei Grafen und zwei Baronen vier einfache Adelige im Ministerium gewesen und das hätte leicht gefährlich werden können. Abgesehen von diesem letzteren Grunde aber und nachdem gegen die Ernennung Holláns zum Minister kein äusseres Hinderniss mehr obwalten würde, wäre es doch einigermassen rücksichtslos, den Grafen Mikó, der durchaus Nichts gethan, was eine Beleidigung durch eine Amtsentsetzung rechtfertigen könnte, zu entfernen; ja der Staatssekretär selbst wünscht diese Entfernung nicht, da ihm die Person des Ministers keine Schwierigkeiten, sondern blos Bequemlichkeiten bereitet. Er kann thun und lassen, was er will und hat doch in gewissen Fällen die erwünschte Ausflucht, einen unbequemen Petenten, den er sich anders nicht vom Halse schaffen kann, an den Minister zu weisen, der in der Regel nicht zu finden ist.

Der eigentliche Führer der Opposition ist **Keloman Tisza**. Ghyczy vertritt die Partei nach aussen, Tisza ist ihre Seele. Er ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten Köpfe im ganzen Lande, scharfsinnig, von schneidender Logik und zersetzender Dialektik; keine Schwäche und keine Blösse des Gegeners kann ihm entgehen und wenn es ihm auch nicht gelingt zu vermeiden, sich selbst Blößen zu geben, so hat er zum Mindesten das Verdienst, diese eigenen Blößen mit meisterhafter Bravour decken und beschönigen zu können. Gewinnend, bestechend ist sein Vortrag nicht, es fehlt ihm alle Wärme und die schneidige Schärfe seiner Worte und seiner Dialektik ist eher geeignet, den Gegner zu reizen und zurückzustossen, als ihm zu überzeugen. Deshalb vermeidet er es auch die Ansichten der Partei zu entwickeln; diese Aufgabe fällt in der Regel Ghyczy zu. Er, Tisza, nimmt sich den Löwenantheil aus dem polemischen Theile der Parlamentsdebatten; er greift den Gegner an und vertheidigt die Partei gegen die Angriffe; eine Sache sei noch so verzweifelt, er wird stets irgend einen Punkt herauszufinden wissen, den er im Brillantfeuer seiner Beredsamkeit beleuchten und durch diese Beleuchtung das verlorene Ganze für einen Moment wenigstens in günstigeres Licht stellen kann und die

Argumentation der Gegner sei noch so stichhaltig und unwiderleglich, er wird stets eine, wenn auch nur scheinbare Blösse finden, in die er durch Vernunftgründe oder mit den Waffen des Spottes einzudringen vermag. Seine Beweisführung ist nicht immer stichhaltig, selten überzeugend, aber stets glänzend. In der Wahl der Beweismittel ist er allerdings nicht wählerisch, ja manchmal geradezu rabulistisch; kann er sich nicht anders helfen, so trübt er das Wasser, sucht die Streitfragen zu verwirren und dann durch einen kühnen Trugschluss zum Mindesten den Schein zu retten. Auf ein paar Wortverdrehungen, auf simulirte Missverständnisse und dergleichen mehr kommt es ihm dabei nicht an; es genügt ihm, wenn er für kurze Zeit nur die Lacher auf seine Seite bekommt.

Über Tisza's Politik, d. h. also über die Politik der gemässigten Linken, ist es schwer ein bestimmtes Urtheil abzugeben. Diese Politik ist nämlich vorderhand aller Welt noch ein Buch mit sieben Siegeln und das letzte Geheimniss dieses Buches kennt niemand, nicht einmal Tisza selbst. Soviel weiss man nur mit Bestimmtheit, dass Tisza und die gemässigte Linke das nicht wollen, was Deák will, was aber eigentlich ihre Absicht ist, was ihr Programm für die Zukunft Ungarns, darüber haben sie bis zum heutigen Tage nicht der Welt und nicht sich selbst Rechenschaft abgelegt. Zwar an Programmen war Tisza in der letzten Zeit fruchtbarer, als irgend ein ungarischer Staatsmann; seit zwei Jahren gab er fünf derartigen Schmerzenskindern das Leben. Aber es ist bis heute unentschieden, ob diese Schmerzenskinder Männlein oder Weiblein waren; lebensfähig waren sie nicht, denn die Geburt des einen war stets der Tod des Vorangegangenen. Man konnte aus ihnen nicht klug wer-

den; sie versprochen und verlangten alles und nichts, sie bestanden aus Phrasen ohne praktischen Inhalt, aus Phrasen, die ebenso gut Kossuth wie Deák, ja selbst irgend ein Konservativer unterschreiben könnte und müsste. Auf jene Fragen, um die es sich in dem schwebenden Parteikampfe eigentlich handelt, ist Tisza niemals eingegangen. Er begnügte sich zu erklären, was er nicht wolle; über das, was er will, gab er Gemeinplätze oder einige pythische Orakelsprüche von sich. In der That rühmt sich die Linke, dass ihre Programme ihr vollkommene Bewegungsfreiheit gelassen haben. Es ist dies richtig; da sie kein Programm hat, so ist sie auch durch kein Programm eingeengt; sie kann sich eben so gut mit den Altkonservativen wie mit den Revolutionären verbinden, ohne irgend einem ihrer Programme untreu zu werden.

Tisza für seine Person ist ein eigenthümliches Gemengsel von deutschem Philosophen, ungarischem Ultra, und kalvinischem Mucker. Vom Philosophen hat er die Lust an unfruchtbaren Spekulationen, an haarspalterischen Tüfteleien; vom Ultra die nationale Selbstüberhebung und Intoleranz und den aristokratischen Hochmuth; vom Mucker die salbungsvollen Geberden, das zähe Festhalten an den Privilegien der eigenen Kirche und die Unduldsamkeit gegen fremde Konfessionen. Und sonderbarer Weise ist Tisza trotz alledem ein scharfsinniger Staatsmann und in vielen Punkten ein Vorkämpfer liberaler Ideen. Vom Herzen und aus innerem Gemüthe ist er zwar nicht liberal, aber er weiss, dass eine Partei heutzutage nur unter der Fahne des Liberalismus siegen kann und er zwingt sich daher, liberal zu sein. Er, der Verächter jeder nichtmagyarischen Nationalität, der hochmüthige Aristokrat, der mit der unsäglichsten Geringschätzung auf die armseligen Menschlein zu seinen Füßen

hinabblickt, er plaidirt mit Eifer für demokratische Prinzipien. Aber allerdings darf man von ihm nicht verlangen, dass er seine im öffentlichen Leben vertretenen Ansichten im Privatleben zur Geltung bringe; hier lässt er seiner Unduldsamkeit, seinem Hochmuth frei die Zügel schiessen, hier entschädigt er sich für den Zwang, den er sich im Parlamente auferlegen muss. Dies ist auch der Grund, warum Tisza nicht als ostensibler Führer seiner Partei anerkannt wird; sein schroffes Benehmen, sein massloser Dünkel würde Alle zurückscheuchen, er würde in kurzer Zeit eben so viele Todfeinde haben, als Partheigenossen da sind und es halten ihn daher die andern Führer sorgfältig vom Verkehr mit den Parteimitgliedern ferne. Der sanfte, liebenswürdige Ghyczy ist geeigneter die Parteidisciplin aufrecht zu erhalten, als er. Aber Ghyczy thut in der Regel nur das, was Tisza will. Ghyczy ist unentschlossen, schwankend, von endlosen Zweifeln geplagt, Tisza energisch und schonungslos; Ghyczy allzubedenklich für einen Politiker in der Wahl seiner Mittel, Tisza schreckt vor nichts zurück, was zum Ziele führt; Ghyczy gerieth ausser sich, als ihm Deák bewies, sein Austreten aus der Delegation sei eine handgreifliche Inconsequenz, er schämte sich; Tisza kennt derlei Schwächen nicht. Er ermunterte die Regierungspartei und die Minister zu den schonungslosesten Massregeln gegen die Ausschreitungen der extremen Linken, deren kommunistische Wühlereien ihn in Angst und Schrecken setzten und er nahm doch keinen Anstand, diese selben Wähler im Plenum des Hauses und in der Presse in Schutz zu nehmen. Vermöge dieser Eigenschaften, vermöge seiner Rücksichtslosigkeit und seiner hohen geistigen Begabung könnte Tisza eine grosse, wenn auch vielleicht keine segensvolle Rolle spielen, wenn seine

Erscheinung und sein ganzes Auftreten ein mehr sympathisches wäre. Aber er kann die Massen nicht begeistern, er kann ihnen den Glauben an seine „Programme“ nicht beibringen, weil er selbst nicht daran glaubt. Er hält das Bestehende für schlecht, es ist dies seine aufrichtige, ehrliche Ueberzeugung, daran darf Niemand zweifeln. Aber er hält nichts Positives für gut, er glaubt weder an den Dualismus, noch an die reine Personalunion und für die blossе Negation lässt sich das Volk nicht begeistern. Zudem ist seine äussere Erscheinung eine unangenehme; die lange, hagere Gestalt, der die Kleider schlotterhaft am Leibe hängen, die gebückte Haltung, das eingefallene Antlitz mit den stechenden, krankhaft zwinkernden Augen stösst Jedermann zurück. Wenn er spricht, dann veredelt und verklärt sich allerdings sein ganzes Wesen, das Haupt erhebt sich und die Augen leuchten, die Stimme ist sanft und gewinnend. Aber seine Rede spricht nicht zum Herzen, sie prickelt und reizt zu Widerspruch oder zu Lachen, wohl auch zu Beifall, aber sie begeistert niemals. Deshalb wird auch Tisza sein Streben schwerlich erreichen, er wird weder ein grosser Agitator, noch ein grosser Minister werden; das erstere nicht, weil ihm die Massen, die auch er nicht liebt, niemals folgen werden, das zweite nicht, weil er nur negiren kann, und weil ihm nichts Peinlicheres widerfahren könnte, als wenn es ihm unversehens gelänge, den Ausgleich zu stürzen und er eine andere Schöpfung an dessen Stelle setzen müsste.

Der Justizminister **Balthasar Horvát** hat als Staatsmann den einen, allerdings grossen Fehler, dass er seinem Gemüthe allzugrosse Herrschaft über den berechnenden Verstand einräumt, dass bei ihm die Politik und die Staatskunst Herzenssache ist. Als er vor nahezu zwei Jahren sein Amt betrat, warf er sich mit jenem Feuereifer auf die Lösung all' der hochwichtigen Reformfragen, die eines ungarischen Justizministers dazumal harrten, dem alle Hindernisse gering erscheinen und es unterliegt keinem Zweifel, dass schwerlich ein anderer Mann dazu geeignet wäre, aus dem wüsten grauensvollen Konvolute von Unordnung, Bestechlichkeit, zopfigem Bureaucratismus und noch zopfigerem Táblabiróthum, welches man in Ungarn Gerichtswesen heisst, ein halbwegs brauchbares Ganzes zu schaffen, wie eben Horvát, denn es gibt in Ungarn schwerlich Jemanden, der die heimischen Gerichtszustände so genau kennt, wie er, der sie so unbeeinträchtigt beurtheilen vermag und der daher fester entschlossen ist, den Augiasstall auszuräumen. Aber, wer diesen Entschluss gefasst hat, der muss auch auf Unannehmlichkeiten, Anfeindungen und Verläumdungen aller Art gefasst sein; es ist eine allbekannte Sache, dass man Unrath nicht unbeschmutzt anfassen kann und als Her-

kules den Augiasstall reinigte, war er schwerlich darüber erstaunt, dass es bei diesem Geschäfte nicht ganz reinlich und duftig zunging; der Justizminister hingegen ist erstaunt darüber, es wundert ihn, dass der Unrath seine Hände und seine Kleider besudelt, er wundert sich, dass Bestechlichkeit, Nepotismus und Korruption, wenn er ihnen zu Leibe geht, Zeter und Mordio schreien und sich aus Leibeskräften ihrer Haut wehren. Und nicht genug, dass er sich hierüber wundert, er kränkt sich auch über derlei Dinge, über die sich ein Staatsmann hinwegsetzen muss; er kann es nicht vertragen, dass man seine Absicht verkennt und die Frechheit, mit der die Korruption ihre Stimme erhebt, ist ihm entsetzlich. Deswegen hörte man ihm auch fortwährend jammern und klagen. Er hat zahlreiche Freunde, aber ich kenne keinen derselben, dem er nicht schon jammernd erzählt hätte, wie unglücklich er sei und wie er sich nächstens gezwungen sehen werde, sein Amt niederzulegen. Letzteres ist keine leere Drohung, er hat in der That schon häufig den Versuch gemacht, dasselbe Amt, welches vor zwei Jahren seine Brust mit so freudigem Stolze schwellte, niederzulegen; aber zum Glück für das Land geben dies seine Kollegen nicht zu und auch Deák intervenirte in wirksamster Weise. Es ist übrigens angesichts der Zustände, die in den ungarischen Komitaten herrschen, in der That ein hartes Loos für einen Mann, der das Recht und die Gerechtigkeit um ihrer selbst willen liebt hierzulande Justizminister zu sein; die oberste Behörde, an die sich Jedermann, dem Unrecht geschieht, mit seinen Klagen wenden darf und die doch nicht die Macht hat, der Zügellosigkeit und Rechtsverhöhnung der untersten Behörden Einhalt zu thun. Es sei hier nur ein Fall für Hunderte erzählt. Im Borsoder Komitate wurde dem

Verwandten eines Stuhlrichters eine Quantität Hafer gestohlen. Von diesem Hafer kaufte im besten Glauben an die Ehrlichkeit des Verkäufers ein angesehener, israelitischer Bürger drei Metzen. Als er durch das Gerücht vernahm, es sei im Orte Hafer gestohlen worden, stiegen ihm Bedenken über die Rechtmässigkeit seines Besitzes auf und er war ehrlich genug, sich zum Stuhlrichter zu begeben und diesem wahrheitsgetreu anzuzeigen, er habe von N. N. 3 Metzen Hafer gekauft. Der Herr Stuhlrichter empfing ihn Anfangs sehr gnädig, bemerkte jedoch, es seien seinem Verwandten sechs Metzen und nicht drei Metzen gestohlen worden. Dies konnte natürlich der Käufer nicht in Abrede stellen, erklärte jedoch, dass er nicht wissen könne, was mit den andern drei Metzen geschehen sei, er habe bloß drei gekauft. Das Ende des Dialogs war, dass der Stuhlrichter ihn auf die Bank ziehen und ihm wohlgemessene fünf und zwanzig zuzählen liess. Der also Misshandelte, der aus Scham, Schreck und Entrüstung ein unheilbares Herzübel bekam, suchte Gerechtigkeit bei den Komitatsbehörden; aber der Herr Stuhlrichter war höchst wahrscheinlich verschwägert mit allen Würdenträgern des Komitats und der Jude wurde abgewiesen. Er wendete sich nun klagend an den Justizminister. Dieser gerieth selbstverständlich in die unbeschreiblichste Entrüstung als er hörte, wie man in Ungarn Justiz zu üben wagt. Er liess den Fall untersuchen und erkannte nicht nur, dass alle Angaben des Klagers auf Wahrheit beruhen, dass er wirklich misshandelt, und ohne Urtheil misshandelt worden sei, sondern dass er wirklich bloß drei Metzen und nicht sechs gekauft habe. Aber Gerechtigkeit konnte er ihm nicht verschaffen, denn das autonome Borsoder Komitat hat das Recht, seine Stuhlrichter zu strafen oder nicht zu strafen und es hielt es

für überflüssig einen guten Edelmann aus altem Geschlechte wegen lumpiger fünfundzwanzig, die einem Juden verabfolgt wurden, abzusetzen oder sonstwie zu kränken. Der Justizminister aber wäre aus Grimm und Scham über diese Schmach der ungarischen Justizpflege beinahe selbst krank geworden und wollte, ich weiss nicht das wievielste Mal, seine Demission einreichen. Ich glaube übrigens, dass es hinterher dem energischen Einschreiten des Ministeriums doch gelungen ist, auch in Borsod Gerechtigkeit zu erzwingen.

Die politischen Ansichten des Justizministers sind die liberalsten. Es anerkennt dies auch die Opposition im Prinzip; in der Praxis aber widersetzt sie sich gern allen seinen Anträgen. Dieselbe Anschauungsweise, die vor sieben Jahren, bei Gelegenheit der Judex-Kurialkonferenzen alle durch die österreichische Herrschaft eingeführten Rechtszustände, selbst die anerkannt guten und lobenswerthen, über den Haufen werfen wollte blos aus dem Grunde weil sie nicht avitisch und von den Vorfahren übernommen waren; dieselbe Rechtsanschauung, die stets das Fremde für schlecht und das Einheimische für gut gehalten hat, selbst in jenen Fällen wo das Land an dem „einheimischen Guten“ zu Grunde zu gehen drohte und durch das „fremde Schlechte“ zur Blüthe gebracht worden wäre; dieselbe Anschauung eifert auch jetzt gegen jede Reform, deren Grundidee nicht im Corpus juris hungaricum aufzuspüren ist. Was aber den Minister noch mehr kränkt als diese Thatsache, das ist der leidige Umstand, dass diese avitische Reaktion sich einbildet, sie habe allen Liberalismus in Pacht, dass ihr „liberal“ und „national“ kongruente Begriffe zu sein scheinen und dass sie daher jede aus dem Auslande übernommene Reform des Justizministers für illiberal ausschreit.

Trotz alledem ist es dem Minister gelungen, gar Manches durchzuführen, aber es lässt sich nicht leugnen, dass auch gar mancher Gesetzantrag, den er wohldurchdacht und sorgfältig ausgearbeitet, lange schon in seinem Portefeuille liegen hat, dort liegen bleiben musste, weil vor der Hand gar keine Aussicht vorhanden ist, dass er im Parlament angenommen würde.

Balthasar Horváth ist, wenn auch nicht der beste, so doch der schwungvollste Redner des Unterhauses. Er liebt das Pathos, aber jenes echte, tiefgefühlte und deshalb überzeugende Pathos, welches heutzutage, wo die triviale Alltäglichkeit der Redeform in den Parlamenten stets mehr überhand nimmt, nur desto wohlthuender wirken kann. Seine grosse Rede, bei Gelegenheit der Adressdebatten, gehört zu dem Besten, was die Rhetorik aufzuweisen vermag. Jetzt durchdringt seine Reden ein leiser zwar, aber für den Eingeweihten doch deutlich bemerkbarer Hauch der Bitterkeit. Er hat viel erfahren und viel gelitten als Minister und er ist von der Idee abgekommen, dass man in Ungarn nur energisch zu wollen brauche, um Alles, was man will, auch durchzusetzen. Es wird noch viel Arbeit und viele bittere Enttäuschung kosten, ehe jenes Ziel erreicht sein wird, welches er im ersten Anlauf zu erreichen hoffte. Ein Glück für das Land wäre es, wenn Horváth durch das Fehlschlagen dieser Hoffnungen nicht an sich irre würde und mit ungeschwächter Kraft und Energie demselben Ziele zustrebte.

Ludwig Horváth, ein homo novus, der erst bei Gelegenheit der Debatten über die Ausgleichsgesetze die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er sprach damals nur einmal, aber dies eine Mal genügte seiner Parthei, um in ihm einen lichtvollen, offenen Kopf und eine bedeutende Kraft zu erkennen. Sie benützte ihn seitdem häufig und mit Erfolg als Schriftführer und Referenten in den wichtigsten Fragen, und er hat noch jede ihm anvertraute Sache mit Ehren zu verfechten gewusst. In seinem Aeusseren ist er still, ruhig und bescheiden, seine Freunde behaupten jedoch, dass er nicht ohne gewaltigen Ehrgeiz sei, welcher Ehrgeiz aber jedenfalls zu der besten und edelsten Sorte gehört. Er wird niemals um seine Ueberzeugung feilschen und eher zurückkehren in die Dunkelheit, aus der er hervorgegangen, ehe er im Geringsten gegen dieselbe verstösst. Er ist eifriger Deákist und von dem Wahne nicht abzubringen, dass man durch Argumente und Vernunftgründe die Linke überzeugen könne. — Man findet ihn daher auch häufig auf der Proselytenjagd nach verlorenen linken Seelen, wobei er sich nicht selten bis in die Höhle des Tigers d. h. bis in den Klubb der Linken verirrt. Selbstverständlich ist es ihm noch niemals gelungen, einen erbeuteten Tiger als Siegestrophäe nach Hause zu bringen.

Wenn jemals ein Mensch seinen Beruf verfehlte, so war es Moriz Jókai, als er unter die Politiker ging. Er, der gemüthvollste Dichter und Romanschriftsteller Ungarns, der das Gemüthleben und die Gewohnheiten seines Volks schöner, rührender und fesselnder zu schildern vermochte als jemals einer vor ihm und schwerlich Jemand nach ihm: ihn trieb ein böses Geschick dazu die Lorbeern der Dichterkrone zu verachten und um die Ehre politischen und journalistischen Ruhms zu geizen. Das Land verliert in doppelter Beziehung darunter, denn es hat einen guten Dichter weniger und einen schlechten Politiker und Journalisten mehr. Es ist auch nicht anders möglich. Ein Mensch von dem tiefen Gemüth, welches die wunderbaren Volksdichtungen Jókais zu ersinnen vermochte, kann unmöglich die Winkelzüge der Politik, das trockene System der Staatswissenschaften begreifen. Jókai spricht schön und geistreich, auch im Unterhause und auch in den Spalten seines politischen Blattes, des „Hon“, aber es ist nur desto ärgerlicher den Nonsens in geistreicher Weise vorgetragen, zu hören. Mit einer Naivetät, die an's Unglaubliche grenzt, wirft er die Dinge untereinander, schreibt heute für und morgen gegen dieselbe Sache, zieht aus gegebenen Prämissen die haarsträubendsten Schlüsse und thut dies alles in

einer so harmlosen, gemüthlichen Weise, dass man erst recht erbost darüber ist, sich nicht einmal ärgern zu dürfen. Ich glaube, Jókai wäre von seinem politischen Ehrgeiz zu heilen, wenn sich Jemand die Mühe nähme, das was er im Reichstag gesprochen und im „Hon“ geschrieben von all' dem Redeschmucke entkleidet in trockenen, nüchternen Worten zu wiederholen. So verblendet ist Jókai sicherlich nicht, dass er das Zeug, wenn man es nackt und ohne das Gewand der Phrase vor ihm hinstellte, nicht als das erkennen sollte, was es ist und er wird sicherlich, wenn man ihm beweist, dass diese Blumenlese sein Eigenthum sei, die politische Feder wegwerfen, um sie nie wieder zu ergreifen. Man hat sich oft gewundert, warum Jókai, wenn er schon durchaus Politiker sein will, sich eben der Linken und noch dazu einer der faktiösern Fraktionen dieser Parthei angeschlossen hat, während ihn doch seine ganze Gemüthsrichtung dahin führen sollte, der Deákparchie anzugehören. Die Erklärung liegt aber in zwei Thatsachen; erstens ist Jókai als Politiker viel zu unklar, um Deákist sein zu können, viel zu sehr Mann der Phrase, um nicht durch die Phrase von der vollen Unabhängigkeit Ungarns bestochen zu sein und zweitens gehört er stets jener Parthei an, der seine Freunde angehören. Solange seine Freunde Männer aus der Fraktion Tisza-Ghyezy waren, so lange schwur er zum linken Zentrum; darauf wurde Csernátony sein Busenfreund, er befolgte also die Politik Csernátony's und wenn er morgen mit Madarász Freundschaft schliessen wird, wird er die Inkompatibilität auf seine Fahne schreiben.

Ein helles Streiflicht auf die geringe Festigkeit und Zuverlässigkeit seines Charakters liefert auch sein famoses Duell mit Pulszky. Csernátony war ein Jahr

lang sein bester, intimster Freund, sein politischer Leitstern; da stellte ihn Pulszky öffentlich in eine Kategorie mit diesem seinen besten Freunde und Jókai fand plötzlich, dass sich die Schmach dieser Beleidigung nur durch ein Duell tilgen lasse!

Graf Béla Keglevich, grosser Demokrat und Dandy, treibt die Politik als Sport und ist Demokrat aus Politik. Als die „Hon“-Parthei sich von der gemässigten Linken lossagte, weil sie nicht in die Delegation gehen wollte, war Jókai ihr journalistischer und Keglevich ihr politischer Führer. Was da herauskam, das lässt sich nicht beschreiben und schildern, man muss es in den Spalten des „Hon“ nachlesen. Glücklicherweise war diese Fraktion nicht in der Lage anderes als journalistisches Unheil anzurichten, denn als der Reichstag wieder zusammentrat, kam auch die Fusion mit der Partei T'isza's und Ghyezy's zu Stande; aber das Eine hatte Keglevich während seiner kurzen Partheidiktatur bewiesen, nämlich dass es nicht genug ist demokratischer Graf und journalistischer Sportsmann zu sein, um lesbare Leitartikel zu schreiben. Von jener Elegance und Leichtigkeit, die in seinem ganzen Wesen und auch in seinen parlamentarischen Reden zu finden ist, kann man in seinen journalistischen Artikeln auch nicht die Spur entdecken. Fama erzählt, dass Jókai blos aus dem Grunde so sehr auf die Wiedervereinigung mit der Tisza-Parthei gedrunge habe, um der Keglevich'schen Leitartikel ledig zu werden, da ihm dieselben alle Abonnenten verscheuchten. Die unan-

genehme journalistische Seite abgerechnet ist Graf Keglevich ein liebenswürdiger Kavalier und wenn man sich an seine eigenthümlichen demokratischen Manieren, die darin bestehen, dass er Jedermann eine Vertraulichkeit entgegenbringt, die er gegen sich selbst nicht duldet, gewöhnen kann, so ist er im Privatverkehr recht angenehm und annehmbar, denn hinter der leichtfertigen Hülle, hinter der politischen Manirtheit steckt bei ihm tiefes Wissen und ziemlich universelle Bildung. Die Aristokraten vom Schlage Keglevich's sind noch die schlechtesten nicht, denn schon der Umstand, dass sie demokratische Gesinnungen heucheln, ist Beweis dafür, dass sie von der Nichtigkeit der aristokratischen Vorrechte überzeugt sind; dass sie es noch nothwendig haben zu heucheln, d. h. dass die demokratische Gesinnung ihnen noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, darf uns nicht Wunder nehmen; Jahrtausend alte, vom Vater auf den Sohn vererbte Kastenvorurtheile lassen sich nicht leicht mit einem Schlage ausrotten.

Karl Kerkápolyi hat es mit der Linken gründlich verdorben, seitdem er in Wien, bei Gelegenheit der Delegationsberathungen über das Militärbudget, so unhöflich war, ihr zu beweisen, dass sie nicht addiren, nicht subtrahiren und nicht multiplizieren könne. Das kam aber folgendermassen: die Linke hatte von irgendwoher, es lässt sich nicht mit Gewissheit eruiren auf welchem Wege, die göttliche Offenbarung erhalten, dass das Militärbudget für 1867 um keinen Kreuzer mehr, aber auch um keinen Kreuzer weniger betragen dürfe als 62 Millionen. Es galt nun, diese 62 Millionen herauszurechnen, über welche Aufgabe die Herren Ghyczy, Ivánka, Perczel und Várady drei Wochen lang männiglich schwitzten. Endlich glaubten sie es gefunden zu haben. Sie kalkulirten folgendermassen: 73 Millionen verlangt man von uns; davon sind 3 Millionen sicherlich nur aus Bosheit verlangt und diese werden wir pauschaliter streichen; ferner werden wir dem Kriegsminister befehlen um eine Million mehr einzunehmen, drittens sind da 25,000 Pferde die für 40 Gulden das Stück verkauft worden sind — das würde eine Million machen; wir aber behaupten, dass man sie um 80 Gulden hätte verkaufen sollen: der Krigsminister soll zu den Käufern gehen und die fehlenden 40 Gulden nachverlan-

gen, so hat er abermals eine Million erspart. Dann werden wir zwei Millionen aus der einen Post in die andere Post verlegen, dabei haben wir zwei Millionen erspart und indem wir diese zwei Millionen dann streichen, haben wir in Summe hier vier Millionen erspart. Ferner verlangt man für 100.000 Mann zehn Gulden zu verschiedenen Ausrüstungsstücken — diese streichen wir, zehnmal 100,000 aber macht zwei Millionen. Auf diese Art waren die zu ersparenden 11 Millionen glücklich herausgerechnet. Kerkápolyi aber bewies, dass diese Rechnungsweise allerdings sehr bequem, jedoch nicht in allen Punkten mit den von Adam Riese aufgestellten Rechnungsregeln in voller Harmonie sei. Er wagte z. B. zu bezweifeln, dass zehn mal 100.000 zwei Millionen seien und dass man eine und dieselbe Million zweimal in Abzug bringen könne. Auch äusserte er geringe Zweifel über die Möglichkeit, Jemanden, und sei er auch ein Kriegsminister, zu zwingen, gute Geschäfte zu machen — kurz, er bewies der Linken, dass sie, wenn sie sich ihr Rechenexempel von einem Gymnasialschüler ausbessern lasse, schliesslich mehr herausbekommen werde, als die Majorität bewilligt habe. Selbstverständlich konnte ihm das Ghyczy, der doch Finanzminister zu werden beabsichtigt, nicht verzeihen, um so weniger, da Kerkápolyi mit einer teuflischen Wollust in den Blößen, die sich die Gegenpartei gegeben, herumwühlte. Seit jenem Tage ist er die *bête noire* der Linken, gilt bei ihr als eingefleischter Reaktionär und als schlechter Patriot.

Übrigens muss man gestehen, dass Kerkápolyi bei allem seinen tiefen und gründlichen Wissen nichts weniger als eine angenehme Persönlichkeit ist. Er kennt seinen eigenen Werth nur zu gut und lässt dies Jedermann fühlen, er ist rechthaberisch und spricht mit den Gegnern gewöhnlich in überaus herausforderndem geringschätzigen

Tone. Die Rechte hält ihn für eine ihrer ersten Kapazitäten, namentlich im Militärfache, in welchem er bei Gelegenheit der ersten Delegationssession ein gründliches, tiefes Wissen und überaus sorgfältige, eingehende Studien verrathen. Man behauptet aber, dass die Lorbeeren, die er damals geerntet nicht alle auf seinen Kopf gepasst hätten. Wenn man bedenkt, dass Kerkápolyi früher in seiner Eigenschaft als Professor nur geringe Gelegenheit hatte, militärisches, ja strategisches Wissen zu erwerben und dass in der That früher Niemand Spuren dieses Wissens an ihn entdeckte, wenn man ferner weiss, dass dazumal in Wien ein österreichischer Offizier, dessen Namen ich hier nicht nennen will, den aber die ganze Armee seit Jahren schon als eine der ersten Kapazitäten auf dem Gebiete der militärischen Reformen wie der Kriegswissenschaft überhaupt kennt, fast beständig in Kerkápolyis Gesellschaft gesehen wurde, so gewinnt die obige Anschauung einige Berechtigung. Es soll dies aber kein Tadel für Kerkápolyi sein, es ist niemals eine Schande, zu lernen, ja es ist ein Verdienst, gelehrig zu sein und das Gelernte gut anzuwenden. Das Letzteres der Fall, muss zugegeben werden, denn Kerkápolyi's Reformvorschläge und seine schonungslose fachmännische Kritik des österreichischen Militärsystems setzte dazumal nicht nur das Kriegsministerium und die Mitglieder der Delegation, sondern ganz Ungarn und Österreich, ja auch das sich für ungarisch-österreichische Zustände interessirende Ausland in gerechtes Erstaunen. Es sind sum grossen Theile die Ideen Kerkápolyis oder seines spiritus familiaris, die seitdem in der österreichischen Armee als heilsame Reformen zur Anwendung gekommen sind und wenn die höchsten militärischen Kreise der Monarchie, als sie zur zweiten Delegationssession nach Pest kamen, dem kranken Referenten des

Militärausschusses in jeder möglichen Weise ihre Achtung bewiesen, so wussten sie wohl warum sie dies thaten. Wenn die österreichisch - ungarische Armee in einem kommenden Kriege schlagfertiger und besser organisirt dem Feinde gegenüberstehen wird, so wird dies nicht zum geringen Theile Kerkápolyi's Verdienst sein.

Es ist das Loos aller Finanzminister, namentlich in Staaten, deren finanzielle Verhältnisse nicht die glänzendsten sind und die daher von ihren Bürgern bedeutende Opfer an Steuern und Entbehrungen aller Art verlangen müssen, auf jede Popularität und auf Anerkennung ihres Strebens verzichten zu müssen. Dem Finanzminister **Melchior Lónyay** kann Niemand das Verdienst in Abrede stellen, dass er mit Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit das Vermögen seines Landes verwaltet, ja dass seine Bemühungen in dieser Beziehung durchaus nicht ohne Erfolg geblieben sind. Die kläglich impotente Finanzwirthschaft des Schmerling'schen und Belkredischen Regimes hatten in Ungarn eine Verwirrung und eine Zerrüttung aller fiskalischen Verhältnisse hinterlassen, von denen man sich im westlichen Europa, wo man an geordnete Finanzverhältnisse gewohnt ist — kaum einen Begriff machen kann. Trotz Bedrückungen aller Art, trotz Militärexekutionen und schonungsloser Pfändungen waren die Steuerrückstände zu der formidablen Höhe von nahezu 45 Millionen aufgelaufen. Unterschleife, Korruptionen aller Art hatten sich in der Finanzverwaltung eingenistet; die Staatsgüter warfen fast gar keinen Ertrag ab, ja einige derselben und eben nicht die schlech-

testen, erforderten sogar Zuschüsse, der Kredit des Landes war auf Null gesunken und dazu kam noch, dass das Volk Ungarns sich daran gewöhnt hatte, die Steuern nicht zu zahlen und dass das Betrügen des Staatsschatzes allgemein als eine patriotische Handlungsweise angesehen wurde. Unter solchen Verhältnissen übernahm Herr v. Lónyai das Portefeuille eines ungarischen Finanzministers. Als Morgengabe erhielt er bald darauf die Verpflichtung, 32 Millionen alljährlich als Zuschuss zu den Zinsen der österreichischen Staatsschuld an die gemeinsame Reichskasse abführen zu müssen. Das Volk murrte wegen der Unmöglichkeit, die Steuern zu ermässigen, die lästigsten Monopole abzuschaffen; das Heer der vorhandenen Finanzbeamten war arbeitsunlustig und widerspänstig, weil es voraussah, dass sein Reich ein Ende haben werde. Andererseits fehlte es an heimischen Kräften, um mit ihnen die erledigten Beamtenstellen zu besetzen; und was ist seitdem geschehen! Die Verwaltung ist geordnet, die Steuerrückstände haben aufgehört, das Volk murrst nicht mehr, obwohl die Lasten nicht geringer, sondern nur gerechter vertheilt worden sind, und das ungarische Budget, welches früher nur Deficits aufzuweisen hatte, fängt an Ueberschüsse der wirklichen Einnahmen über die veranschlagten zu zeigen. Der Kredit des Landes ist befestigt und das ausländische Kapital strömt in nie geahnter Menge herein. Das Verdienst hieran kann allerdings nicht dem Finanzminister allein zugesprochen werden, denn die Gunst der Verhältnisse und der Segen zweier reicher Erntejahre darf nicht ausser Rechnung gelassen werden; aber dass ein ungeschickter Finanzminister niemals solche Resultate erreicht hätte, das darf wohl als unzweifelhaft hingestellt werden. Trotzdem ist der Finanzminister nichts weniger als beliebt. Der Grund liegt

einerseits darin, dass er eben Finanzminister ist, sodann aber in seiner, allerdings nicht liebenswürdigen Persönlichkeit. Herr von Lónyay kann keinen Widerspruch vertragen und hat überdies den Ehrgeiz, alles was in seinem Ressort geschieht, selbst zu thun. Er duldet neben sich keine hervorstechende Kraft; er liebt es, sich mit brauchbaren Arbeitern, aber mit mittelmässigen Geistern zu umgeben, die er in sklavischer Abhängigkeit von seinem Willen erhält. Eben diese Sucht, alles selbst zu thun, verschuldet gar manche Oberflächlichkeit, gar manches Versehen, welches vermieden hätte werden können, wenn der Minister an seiner Seite selbstdenkende und selbst handelnde Beamte hätte. Es ist geradezu unmöglich, dass er allein das ganze Gebiet seines Ressorts bis in die Details übersehe, und da er allein Alles sehen will, so ist die nothwendige Folge davon, dass er manches übersieht.

Er hatte eine Zeit lang den Ehrgeiz, im Ministerathe die erste Rolle zu spielen. Wahrscheinlich verleitete ihn dazu der Umstand, dass ehemals Kossuth als Finanzminister das Kabinet Batthyányi dominirte und terrorisirte, er glaubte, dass er, da er auch Finanzminister sei, dasselbe thun könne. Der Wille war gut, aber es mangelte die Kraft, es fehlte ihm eben zu dieser Rolle Kossuth's Genie und er überzeugte sich bald, dass er seinem Kollegen Andrassy in keinem Punkte gewachsen sei. Nachdem er diese Überzeugung aufs Gründlichste gewonnen, wurde ihm, wie man zu sagen pflegt, sein Standpunkt klar und er will seitdem nichts mehr sein als was er eben ist, nämlich Finanzminister; das aber ist er, wie schon oben gesagt, ganz, ja mit Leidenschaft. Er kennt keine andere Rücksicht, als das Sparen und seine Kollegen beklagen sich deshalb auch gar oft bitterlich über ihn. Denn er ist

nicht nur sparsam, sondern geizig. Er hält es für einen Gewinn, die Summen, die er schliesslich doch anweisen muss, um einige Tage oder auch nur um einige Stunden länger in dem Kasten zu behalten und die übrigen Minister gerathen oft in die peinlichste Verlegenheit, blos weil Herr von Lónyay es abermals für gut findet „über einigen Tausendern zu brüten“, wie sich einer der Minister ausdrückte. Nun, das ist unangenehm für die Kollegen, aber kein Unglück für das Land.

Als Redner ist Lónyay nicht ohne Gewandtheit, aber voll oratorischer Unarten und Unschönheiten. Er spricht ungemein rasch, fast unverständlich, wiederholt gewisse Worte, z. B. das Wörtchen *egyébiránt* (übrigens) in jedem Satze einige Mal, bewegt sich unaufhörlich von einer Seite zur andern, derart, dass er sich durchschnittlich alle fünf Minuten einmal um seine eigene Achse dreht, gestikulirt dabei auf eine sehr unschöne Weise und verliert bei längern Reden, wenn er unvorbereitet spricht, sehr leicht den Faden, wobei er sich jedoch rasch zu helfen weiss, indem er nämlich die Rede kurz abbricht und sich niedersetzt. Man hält ihn für flegmatisch, weil er bei Angriffen, die gegen ihn gerichtet worden, so thut, als ob ihn die Sache gar nichts angehe und bei solchen Veranlassungen in der Regel mit ostensibler Gemächlichkeit Bonbons nascht. Diese Ruhe ist aber eine erzwungene und eine wohlberechnete. Lónyai weiss, dass ihm jeder Angriff sehr leicht ausser Fassung bringt, denn er kann ihn durchaus nicht vertragen und da es ihm einigemal wiederfahren ist, dass er in gereizter Stimmung Dinge gesagt hat, die besser ungesagt geblieben wären, so hat er sich fest vorgenommen, hinkünftig, wenn man ihm widerspricht, vorerst nichts zu antworten, lieber Bonbons zu naschen.

Ein Genie ist Lónyai nicht; grossartig concipirte Finanzpläne, umfassende, gewaltige Reformen darf man von ihm nicht erwarten, aber er wird stets das Gegebene mit Geschick und mit Gewissenhaftigkeit ausführen und im Finanzhaushalte seines Landes die musterhafteste Ordnung zu bewahren wissen. Das aber ist vorderhand die Hauptsache. Sind unsere Verhältnisse einmal geordnet, und haben wir so heidenmässig viel Geld, dass wir nicht wissen, was mit demselben anzufangen sei, dann ist es Zeit zu genialen Experimenten; einstweilen muss man die hausbackene Ordnung und Pünktlichkeit vorziehen.

Svetozar Miletics, der abgesetzte Bürgermeister von Neusatz, gehört zu der ehrlicheren Sorte der Nationalitätshetzer. Er liebt wirklich sein Volk und die Freiheit, nur ist der Übelstand dabei, dass Freiheit bei ihm sowie heisst, als andere Nationalitäten todtschlagen zu dürfen. Vorausgesetzt, dass der ungarische Reichstag ein Gesetz bringt, in welchem dieses den Serben erlaubt wird, darf Miletics zu den besten Patrioten Ungars gezählt werden. Viel gefährlicher als seine Umtriebe unter seinen Nationalen sind die stundenlangen Reden, die er im Abgeordneten-hause herabliest. Er ist der ungarischen Sprache nicht recht mächtig und man übt deshalb die, in der Hausordnung eigentlich verbotene Nachsicht gegen ihn, ihm das Lesen der Reden zu gestatten. Anfangs glaubte er sich verpflichtet, alles was er aufgeschrieben hatte, dem Hause auch vorlesen zu müssen; da ihm aber seine Freunde begreiflich machten, dass dies im Grunde genommen doch vergebliche Mühe sei, da seine Ausprache des Ungarischen jedes Verständniss unmöglich macht, und dass die steno-graphischen Protocolle und die grossserbischen Blätter seine Reden gedruckt enthalten würden, auch wenn er sie gar nicht vorlese und dass schliesslich das Haus, sowie die ungarischen und deutschen Journale auch beim

gewissenhaftesten Lesen von seinen Reden geringe Notiz nehmen werden, so hat er sich später die Mühe leichter gemacht und überschlägt jetzt gewöhnlich bei jeder Seite, die er liest, zwei ungelesene. Auf diese Art schont er seine Lunge und die Geduld der Abgeordneten; die Vorlesung dauert jetzt in der Regel nicht länger als zwei Stunden. Sein politischer Freund Patay, der kurze, kernige Ständreden liebt, wirft ihm immer die giftigsten Blicke zu, so oft er bei einer Debatte seine Manuskriptballen aus unergründlichen Taschen hervorholt und flüstert ihm Schmeicheleien zu, die Miletics zum Glück nicht versteht. In gerechten Zorn brachte es ihn, als einmal Jemand im Unterhause sagte, die Serben seien nach Ungarn eingewandert. Miletics setzte weitläufig auseinander, wie nur derjenige „wandere,“ der zu Fusse gehe; die Serben aber seien mit Pferd und Wagen, mit Kühen und Ochsen und auch mit andern Dingen nach Ungarn hereingekommen und wenn damals schon Eisenbahnen bestanden hätten, so wären sie sicherlich erster Klasse gefahren; er aber sei ein Demokrat und könne es daher durchaus nicht ertragen, wenn man seinem Volke nachsage, es sei zu Fusse gegangen. Glücklicherweise war der Verwegene, der diese Behauptung aufstellte, kein Magyare, sondern ein Rumäne, sonst hätte Miletics sicherlich aus der unerhörten Beschimpfung und Verdächtigung, dass seine Voreltern von Kragujewatz bis Neusatz zu Fusse gegangen wären, einen neuen Beweis für die Unterdrückungssucht und Tyrannei der „magyarischen Blutsauger“ geschmiedet, denn er gehört zu jenen Serben, die sich durch jedes, auch durch das harmloseste Wort aus dem Munde eines Magyaren in ihrer Nationalität gekränkt fühlen. Auf „ihre Brüder,“ die Rumänen aber blicken diese Politiker mit unsäglicher

Verachtung herab, aus keinem anderen Grunde, als weil die serbischen Schriftsteller wahrscheinlich herausgebracht haben, dass die Rumänen vor etlichen tausend Jahren nicht mit Ross und Wagen und mit Ochsen und Kühen, sondern ganz plebejisch zu Fusse in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen angelangt sind.

Der Abgeordnete von Temesvar **Missics** sei hier nur erwähnt, weil er der stattlichste, mit dem schönsten schwarzen Vollbarte ausgestattete Mann des ganzen Parlamentes ist. Er hat sich in der Temesvarer Holzfrage gewaltig blamirt, sonst lässt sich nichts über ihn sagen — die Galleriebesucherinnen des Unterhauses mögen mir das verzeihen.

Als Prototypus jener Agitatoren, die im Namen der Nationalitätenrechte die nichtmagyarischen Völker Ungarns gegen das gemeinsame Vaterland, allerdings bisher vergeblich, aufzuhetzen suchen, kann **Adolf Dobrsanszki** gelten. Zwar darf man nicht alle aus seiner Partei in einen Topf mit ihm werfen, so zum Beispiel geschähe damit den Mocsonyi's, vor Allem aber dem jungen Alexander Mocsonyi grosses Unrecht. Es gibt wirklich einige Männer unter den Serben und Rumänen Ungarns, die allen Ernstes daran glauben, die Magyaren trachteten ihrem Volke nach der nationalen Existenz, wollten ihnen die Sprache und den Glauben, und selbstverständlich mit diesen Beiden auch die Freiheit rauben. Aber die Mehrzahl der slavischen Agitatoren ist in diesem Wahne nicht befangen und vornehmlich Adolf Dobrsanszki ist viel zu klug und praktisch, um aus Ueberzeugung den Nationalitätenschwindel mitzumachen. Dass er das Magyarenthum aufrichtig und aus tiefinnerster Seele hasst, das wollen wir ihm glauben, aber davon kann er uns nicht überzeugen, dass er in seinem Innern überzeugt ist, das Russenthum sei für die Freiheit seiner Stammesgenossen weniger gefährlich als das Magyarenthum. Es ist überdies geradezu komisch, wenn Männer

vom Schlage Dobrsanzski's es wagen, das Wort „Freiheit“ in den Mund zu nehmen, Männer, die von jeher die folgsamen Knechte des Absolutismus waren, die nicht klagten, als Haynau, Schwarzenberg und Bach ihrem Volke eiserne, ihnen aber goldene Ketten unhängten, und die jetzt über Gewalt und Unterdrückung schreien, weil man ihrem Volke die eisernen, zugleich allerdings ihnen die goldenen Ketten abnimmt. Wie es gekommen, dass man ihn in den Reichstag gewählt, ist schwer zu begreifen. Denn die russenfreundliche Richtung hat wol eine Zeit lang unter den Serben, niemals aber unter den Nordslaven Ungarns zahlreiche Anhänger gehabt. Das Volk im Sároser Komitate, wo Dobrsanzky gewählt wurde, ist stolz darauf, sich ungarisch nennen zu dürfen, es hat im Jahre 1848 treu und tapfer für die ungarische Sache gekämpft und hat seitdem mit derselben Ergebenheit, wie das magyarische Volk, für die gemeinsame Verfassung und für die gemeinsame Freiheit gelitten. Allerdings aber ist in Anschlag zu bringen, dass das Landvolk in den obern Komitaten auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung steht und durch seine Armuth den Verführungs- und Bestechungskünsten jener Mächte, die wol hinter Dobrsanzski bei dessen Wahl gestanden sein mögen, leichter zugänglich ist. Was wusste der slovakische Bauer, wer Dobrsanzky ist? Hatte er eine Ahnung davon, dass dies der Freund derselben Russen sei, die vor zwanzig Jahren seine Hütten zerstört, seine Aecker zerstampft und ihn selbst misshandelt hatten? Heute dürfte er es schon wissen und ich glaube nicht, dass Dobrsanzski und die Leute seines Schlags auf dem Reichstage für 1869 wieder erscheinen werden. Dobrsanzski kann übrigens Talent und rednerische Begabung nicht abgesprochen werden. Stände er im Dienste einer

bessern Sache, so könnte man ihn ohne Zweifel zu den besten Kräften des Reichstages zählen. Aber im Dienste einer Partei, wie die seinige, sind die besten Argumente, die feinsten Schlüsse und die glänzendsten Redewendungen verloren. Man kann eben heute nicht mehr beweisen, dass der Parlamentarismus ein Fluch und eine verdammenswerthe Einrichtung sei (wie dies Dobranszki ganz unumwunden zu beweisen versucht) und dass politische Freiheit und Gleichberechtigung nur im Schatten der russischen Knute zu finden ist.

Fürst Julius Odescalchi, gewaltiger Demokrat in den Reihen der gemässigten Linken, hat sich einem on dit zufolge bloß deshalb zum Abgeordneten wählen lassen, weil er der Hoffnung war, die Herzen der ungarischen Jungfrauen und Frauen in dieser Eigenschaft leichter erobern zu können, denn als simpler Fürst. Auch zeigt sich seine Demokratie meist nur dem schönen Geschlechte gegenüber, wo sie allerdings bis in die äussersten Consequenzen durchgeführt ist. Ja, es ist ihm oft ein hübsches, wollte sagen gut ausgebildetes, d. h. gebildetes Stubenkätzchen, lieber als eine Herzogin. Man nennt ihn hier auch scherzweise den rothen Prinzen. Seine Gemahlin, die ebenfalls blutroth gefärbte Demokratin ist und die rothe Herzogin heisst, bekommt Krämpfe, wenn sie einen österreichischen Offizier sieht. Ihr Gemahl ist als Mann mit stärkeren Nerven begabt und er bringt es manchmal über sich, mit österreichischen Offiziersfrauen zu sprechen, vorausgesetzt, dass sie jung und hübsch sind.

Paul Nyáry, der unumschränkte Beherrscher des Pester Komitates, der grimmige Pascha in den Kongregationssitzungen, ist im Unterhause zum transzendenten Philosophen geworden. Im Komitatshause kommandirt er, im Landhause sucht er die Verwerflichkeit der Biersteuer aus der logischen Kategorie des Malzstoffes, aus dem Dreiklange der Sphären und aus ähnlichen ebenso unbestrittenen als klaren Axiomen der avitischen Philosophie der Linken zu beweisen. Er pflegt seine Reden, selbst wenn sie von den alltäglichsten und prosaischsten Dingen des Lebens handeln, stets mit poetischen Monologen über Sein oder Nichtsein einzuleiten. Ich sage mit Monologen, weil diese Einleitungen in der Regel so leise gesprochen werden, dass kein Mensch, ausser dem Redner selbst, sie zu verstehen vermag. Ist aber der ungehobene Wortschwall dieser allerdings oft sehr langathmigen Einleitungen überwunden, so spricht Nyáry zu meist klar, verständig und einige Weitschweifigkeiten abgerechnet, auch ganz hübsch. Die Deákpartei mag ihn recht wol leiden, da er der Einzige aus der ganzen Linken ist, den sein reges und aufrichtiges Rechtsgefühl oft dazu verleitet, vermittelnd aufzutreten und, gegen die Parteidisziplin, der Deákpartei Recht zu geben. Hätte

Nyáry nicht die Eitelkeit, sich für einen grossen Parlamentsredner zu halten und mehr sagen zu wollen, als andere vernünftige Leute auch, so wäre er unstreitig eine der ersten Kräfte, vielleicht die erste in der Linken. So aber verleitet ihn der Hang originell zu sein zu den oberwähnten transzendenten und ungeniessbaren Faseleien, die vom Katheder herab blos langweilig wären, auf der Rednertribune sich aber überdies auch noch drollig ausnehmen.

Gewöhnlich pflegen weit und vielgereiste Menschen von ihren Kreuz- und Querzügen zum Mindesten den einen Vortheil heimzutragen, dass ihr Gesichtskreis erweitert, ihr Standpunkt ein mehr universeller wird. Dies gilt von dem Abgeordneten **Ladislaus Berzenczey** ganz entschieden nicht. Es gibt wenig Leute in Ungarn, die so weit auf unserem Erdball herumgekommen wären, wie er und noch viel weniger, die beschränktere Kirchthurmansichten zurückgebracht hätten. Ihm ist Ungarn das Centrum der Welt und das Széklerland das Centrum Ungarns. Um dieses innerste Weltcentrum in den Bergen Siebenbürgens drehen und bewegen sich seiner Ansicht nach die höchsten wie die geringsten Interessen der Menschheit. Man erzählt sich, dass er in China nach magyarischen Volksstämmen suchte und sie wirklich auch entdeckte; hier wollen einige in ihm und in den Leuten seines Schlages Verwandtschaft mit den Chinesen entdeckt haben. Berzenczey erlebte übrigens die Genugthuung, dass er, von seinen Weltreisen heimgekehrt ohne etwas gelernt und vergessen zu haben, auch im Lande gar Manches gerade so vorfand, wie er es verlassen. Den schlagendsten Beweis hievon empfing er noch bevor er sein engeres Vaterland erreicht hatte auf der Eisenbahn, wo ihn ein Demokrat nach der Schablone der

äussersten Linken für einen Juden hielt und deshalb ohne Weiters mit Ohrfeigen regalirte, weil er sich irgend einem gleichgültigen Begehren des schnurrbärtigen Herrn widersetzt hatte. Berzenczey, der Anfangs über die ihm widerfahrene Beleidigung einen Höllenlärm schlug, beruhigte sich, als er erfuhr, warum er derart behandelt worden war; er fand nur, dass es ungezogen sei, die Leute, die man ohrfeigen wolle, nicht vorher nach dem Taufschein zu fragen. Er eilte auch sehr, den prächtigen Vollbart, der ihm in der That ein orientalisches Aussehen verlieh und zu dem Irrthum des Herrn „Demokraten“ Veranlassung gegeben hatte, rasch aus seinem Antlitze zu entfernen.

Im Unterhause redet Berzenczey oft, aber glücklicherweise nicht viel: seine Reden sind in der Regel blos kurze Apercu's, denen es häufig nicht an Geist und Witz mangelt. Er hat übrigens das Unglück, dass man über seine Reden, selbst wenn sie mit noch so grossem Pathos und in noch so larmoyanter Weise vorgetragen werden, stets lacht, was seinen Grund in dem eigenthümlichen weinerlichen Tone und in der komischen Mimik hat, mit welcher Berzenczey die ernstesten Dinge vorbringt. Auf die Regierung ist er aus dem Grunde erbittert, weil diese seine Ansichten über den Schwerpunkt Ungarns nicht theilt und z. B. die Eisenbahnverbindung zwischen Pest und dem Meere für wichtiger hält, als die zwischen Csikszék und Hatszék. Mit vor Rührung fast erstickter Stimme, schluchzend und gluksend vor Aufregung, bat Berzenczey den Kommunikationsminister, diesem armen vernachlässigten Széklerlande doch wenigstens ein par lumpige Bahnen zu schenken; wenn man schon die Eisenbahn zum adriatischen Meere nicht über das siebenbürgische Széklerland führen könne, so solle man diesem doch das kleine Vergnügen einiger Extrabahnen vergönnen und da

der Minister die ungeheuerlichen Worte sprach, dass man erst das Nothwendigste besorgen und sich dann erst einen solchen Luxus vergönnen könne, ist Berzenczey seitdem fest entschlossen, ihn zu stürzen und selbst Kommunikationsminister zu werden. Mehr noch als das Kommunikationsministerium hasst er die Siebenbürger Sachsen und Rumänen. Diese unterdrücken seiner Ansicht nach die Magyaren Siebenbürgens auf eine unverantwortliche Weise; vor Allem begehen sie das Verbrechen, die Majorität zu bilden, sodann aber wollen sie nicht einmal ungarisch lernen und was vollends die Sachsen anbelangt, so sind diese noch überdies reicher, als die Székler und Magyaren — alles Gravamina, denen seiner Ansicht nach bald und in energischer Weise ein Ende gemacht werden muss. Es ist gut, auch solche Käuze zu kennen; die serbischen und rumänische Ultra's können daraus ersehen, dass nicht nur sie, sondern auch die Magyaronen im Nationalitätenschwindel exzelliren, dass sie nicht allein das Privilegium haben, unter dieser Firma Unsinn zu treiben.

Es war ein harter Schlag für die Extremen und auch für die gemässigte Linke, als der ehemalige Honvédgeneral **Georg Klapka** im ungarischen Unterhause erschien und statt, wie sie gehofft, in den Reihen der Opposition Platz zu nehmen, der Deákpartei sich anschloss. Es war dies ein argumentum ad hominem, dass auch der verständigere Theil der Emigration nichts wissen wolle von jener Politik der Schwärmerei und des Doktrinarismus, die Aug' und Ohr den Thatsachen verschliessen, um eingebildeter Leiden halber über das blos in überspannten Köpfen existirende Unglück des Vaterlandes zu weinen, statt thatkräftig zu handeln. Gegen Klapka konnte der so oft wiederholte Vorwurf der Verzagtheit nicht geltend gemacht werden, ihm konnte man nicht nachsagen, dass er an der Zukunft des Landes verzweifle und blos deshalb in einen Ausgleich willige, der eigentlich einer Rechtskonfiskation gleich sei; er hatte bewiesen, dass er bis zum letzten Momente, d. h. bis zu dem Augenblicke, wo er erkannte, dass Ungarns Volk den Frieden und nicht die Revolution wolle, kein Mittel gescheut, um seinem Lande durch die Gewalt der Waffen die Selbstständigkeit zu erringen. Als er aber sah, dass Ungarn die Waffen, die er ihm bot, nicht annahm, dass es

vorzog, friedlich und auf dem Wege der Unterhandlungen seine staatliche Existenz zur Geltung zu bringen, als er ferner sah, dass der Monarch dem Willen des Volkes nachgab und dass die so lange ersehnte Versöhnung endlich zur Thatsache wurde — da legte er den Degen bei Seite und bot seine Hand an, um mitzuhelfen an dem Werke des Friedens, von welchem allein die Nation die Sicherung ihrer Zukunft erwartete. Er hielt es für Vermessenheit und für ein nutzloses, verwegenes Beginnen, gegen den Willen des Volkes irgend etwas zu unternehmen, und von dem Momente an, wo Ungarn seinen König gekrönt hatte und wechselseitig das Gelöbniß der Treue gegeben wurde, von dem Momente an war auch er ein getreuer Unterthan desselben Königs, den er bis dahin unerbittlich und mit allen Waffen bekämpft hatte. Er hasst jede Halbheit; „wenn wir einen Vertrag geschlossen haben, müssen wir ihn halten; wenn wir dies nicht wollten, so durften wir ihn nicht abschliessen. Ueberdies finde ich es nur klug, dass wir den Vertrag geschlossen haben, denn ich gestehe offen, nicht einzusehen, dass wir durch die Gewalt der Waffen im günstigsten Falle mehr erreicht hätten als wir jetzt ohne Kampf errungen haben.“ Das waren die Worte, mit denen er seinen Uebertritt zur Politik der Deákpartei motivirte und schon die Thatsache seines Uebertritts enthält dasselbe, was diese Worte sagen. Klapka's Namen aber ist in Ungarn überaus popular; die Deákpartei bedurfte zwar des Gewichts dieses Namens nicht, dass er aber in ihre Wagschale fiel, machte die der Linken nur desto federleichter in die Höhe schnellen. Deshalb verargte auch die letztere dem General sein ferneres Verhalten, welches nur die einfache Konsequenz seiner gewechselten politischen Ueberzeugung ist. Da er zur Po-

litik des Friedens übertrat, musste er nothwendig auch das Handwerk des Kriegers bei Seite lassen und Beschäftigungen des Friedens ergreifen. Der ehemalige Honvéd-general ist industrieller Unternehmer, Gründer verschiedener Aktienetablissemments und kommerzieller Gesellschaften geworden. Die Linke findet, dass sich dies nicht geziemt; ihrer Ansicht nach scheint es also viel edler zu sein, für das Vaterland zu darben oder wohl gar im Namen desselben zu betteln, als zu arbeiten. Uebrigens steht Klapka sowohl in seiner politischen Richtung als auch in seiner gesellschaftlichen Stellung unter den ehemaligen Chefs der ungarischen Unabhängigkeitsarmee nicht vereinzelt da: auch General Vetter und General Görgey haben sich zur Politik Deáks bekannt und beide haben längst das Schwert mit der Feder und mit dem Rechenstift vertauscht. Sie haben die Kunst verstanden, sich in die bestehenden Verhältnisse zu fügen und halten es für vernünftig, den gegenwärtigen Umständen angemessener, ihre Kräfte der friedlichen Entfaltung der materiellen Kräfte des Landes zu widmen, als thatenlos und nutzlos um eine Vergangenheit zu weinen, die wahrlich keine Thräne verdient, oder sich im Ringen nach einer Zukunft anzureiben, die im besten Falle nicht mehr bieten könnte, als die Gegenwart bei verständiger Benützung ohnehin zu bieten vermag.

Klapka ist kein Redner; er spricht selten und jedesmal bloß wenige Worte; er ist der ungarischen Sprache wohl in der Schrift, nicht aber in der Rede vollkommen mächtig; auch sein kurzangebundener, echt soldatischer Charakter widerstrebt dem rhetorischen Schlift.

Um **Moriz Perczel's** gegenwärtiges Wirken im ungarischen Reichstage zu verstehen, muss man seine Thätigkeit und seine Schicksale als Honvédgeneral im Jahre 1848 und 49 kennen. Er war damals einer jener Wenigen, die schon im Sommer 1848 ein Vorgefühl dessen hatten, was einige Monate später wirklich eintraf, die aus angeborener instinktiver Abneigung gegen Österreich den Verrath durch die Wiener Kamarilla früher bemerkten, als die weisesten Staatsmänner, früher vielleicht, als er vorhanden war. Perczel drängte von dem Augenblicke, wo die 1848 er Verfassung sanktionirt war, stets dazu, eine starke, schlagfertige Honvédarmee zu errichten; er verlangte 100 Honvédbataillone und konnte es mit Mühe durchsetzen dass zehn errichtet wurden. Als dann der Unabhängigkeitskampf ausbrach, machte Perczel wiederholte Versuche, sich an die Spitze der Armeeleitung zu stellen, doch Kossuth und der Wehrausschuss vereitelten jedesmal diese Bemühungen. Als General zeichnete sich Perczel durch eine ungestüme, tollkühne Tapferkeit aus; er erfocht einige glänzende Siege, zog sich aber auch verderbliche, blutige Niederlagen zu, die bei einiger Vorsicht und bei einiger Folgsamkeit gegen die Oberfeldherren hätten vermieden werden können. So griff er bei Moor gegen den ausdrück-

lichen Befehl Görgey's die stärkeren Kaiserlichen an, in der Erwartung, Görgey werde, wenn er den Kanonendonner vernehme, zu seiner Unterstützung herbeieilen. Da diess der Oberfeldherr weder thun konnte noch wollte, wurde Perczel schmähdlich geschlagen. Die Folge war, dass man ihm sein Kommando nahm, er aber, anstatt froh zu sein, trotz des Bruches der militärischen Disziplin und trotz der muthwillig herbeigeführten Niederlage mit heiler Haut davongekommen zu sein, klagte den Oberfeldherrn des Verraths an. Mit dem Vorwurf des Verraths ist überhaupt Perczel rasch bei der Hand. Jeder der sich seinem Willen widersetzte, ist in seinen Augen ein Verräther. Er drohte dem Wehrausschusse und dem Gouverneur wiederholt, er werde sie erschiessen lassen und es ist daher selbstverständlich, dass ihn die ungarische Regierung wiederholt vom Kommando entfernte. Der Vorwurf Perczels, dass er dem Land drei Armeen geschaffen, es dreimal gerettet und dreimal mit schnödem Undank bezahlt worden sei, hat daher einige thatsächliche Wahrheit, aber es wäre doch sonderbar, von einer Regierung zu verlangen, dass sie sich von einem rebellischen Generale erschiessen lassen soll, wenn dieser General auch Moritz Perczel heisst. Perczel aber konnte es Kossuth nicht verzeihen, dass dieser weder an sein Talent, noch an seinen Beruf, der Retter Ungarns zu sein, glauben wollte. Es entspann sich zwischen den beiden Männern eine grosse Gereiztheit, die alsbald von Seiten Perczels in tödtlichen, leidenschaftlichen Hass ausartete. Diesen Hass nährte er auch während seines Aufenthaltes im Exile auf der Insel Wight; er betrachtete Kossuth als die Ursache der unglücklichen Ereignisse des 1849-er Jahres u. z. aus dem Grunde, weil Kossuth nicht ihm sondern Anderen die oberste militärische Leitung anvertraute und er schmollte

deshalb mit ihm bis zum Jahre 1859. Erst als der italienische Krieg ausbrach und Kossuth mit Napoleon in Verbindung trat, versuchte Perczel eine Annäherung, allein diese scheiterte an der beiderseitigen Abneigung, besonders aber an der Heftigkeit und Hartnäckigkeit Perczels, der es nicht vertragen konnte, eine untergeordnete Rolle in der Emigration zu spielen. Er verliess Kossuth unter Verwünschungen, unter Drohungen und hat ihm seitdem nicht verziehen. Jetzt bewegt sich seine parlamentarische und agitatorische Thätigkeit um zwei fixe Punkte: um die Errichtung der ungarischen Honvédarmee und um den Hass gegen Kossuth. Er hat viel dazu beigetragen, um bei den niedern Volksklassen, wo der Kossuth-Kultus noch vor anderthalb Jahren sehr verbreitet war, den Glauben an den Exdiktator zu erschüttern. Perczel reiste von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt und hielt förmliche Kreuzpredigten wider seinen Feind. Seine Angriffe und Ausfälle waren masslos und grossentheils ungerecht, die Selbstvergötterung seiner eigenen Person geradezu lächerlich; aber da Perczel an sich selbst glaubt und da sein Hass gegen Kossuth aus seiner innersten Ueberzeugung herrührt, da er überdiess ein feuriger, das Gemüth bewegender Redner ist, so gelang es ihm, auf das Volk zu wirken. Seine Freunde fürchteten, die Volkswuth werde ihn in einzelnen Städten, die dem Kossuthkultus am meisten ergeben waren, zerreißen. Es war in der That unbegreiflich, dass dieselben Leute, die wenige Wochen vorher Vertrauensadressen an Kossuth abgesandt hatten, nun dem Manne zujubelten, der ihr Idol so schonungslos in den Staub und Koth zerrte. So ungerecht nun auch die Angriffe Perczel's sein mochten, so war doch der Erfolg, den sie hatten, ein Segen fürs Land, denn es gab eine Zeit, wo Kossuth der Ruhe

Ungarns gefährlicher zu werden drohte, als dessen innere und äussere Feinde zusammengenommen, und es ist grossentheils ein Verdienst Perczels, dass diese Gefahr glücklich überstanden ist.

Die Verdienste Perczels um die Errichtung der ungarischen Honvédarmee sind nicht gering; sein unermüdliches Drängen beschleunigte die Votirung der Wehr-gesetze und des Landwehrgesetzes, sein offenes, männliches Eintreten für das vorgelegte Gesetz erleichterte dessen Votirung im Reichstage.

In allen anderen politischen Fragen ist Perczel ein Mann ohne jegliche Bedeutung. Er ist kein Staatsmann, kein Politiker und kein Gesetzgeber; ein guter Redner ist er nur dort, wo es sich um Kossuth, um ihn selbst oder um die Honvédarmee handelt. In diesen Fragen aber spricht er mit Wärme und nicht ohne Eindruck. Er wirkt auf das Gemüth seiner Hörer durch die Wahrheit seiner Ueberzeugung, man glaubt ihm, weil er an sich selbst glaubt; allerdings aber währt diese Wirkung nur so lange, als Perczel spricht und wenn er geendet hat, wenn der Hörer nachzudenken anfangt, so entdeckt er gar bald die logischen Lücken, die inneren Widersprüche in der Beweisführung des Redners.

Perczel hat gegenwärtig seine Mission beendet. Kossuth ist von seinem Piedestal herabgestürzt und die Landwehr ist errichtet; möglich, dass er sich für den Reichstag gar nicht mehr wählen lässt und wenn dies doch geschehen sollte, so wird er höchst wahrscheinlich schweigen, es sei denn, dass die Honvédfrage in eine neue Krisis tritt oder dass Kossuth abermals sein Haupt erhebt.

In Perczels äusserer Erscheinung liegt nichts, was

an den ehemaligen tollkühnen Haudegen erinnern würde; er ist ein schwächtiges, blasses, früh gealtertes Männchen, recht spießbürgerlich anzusehen, und der unvermeidliche Regenschirm, der niemals seine Hand verlässt, der ihm selbst auf die Rednertribüne begleitet, ist auch nicht dazu angethan, seine Erscheinung imposanter zu machen. Nur in seinem Auge glüht und blitzt noch etwas von dem alten Geist und wenn man mit ihm spricht, so ist man oft versucht, ihm zu glauben, er sei wirklich jener grosse Retter des Vaterlandes, für den er sich selbst hält und bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ausschreit.

Die Eitelkeit Perczels ist im ungarischen Parlamente beinahe sprichwörtlich geworden. Man muss mit ihm umgehen wie mit einem kleinen Kinde, denn jedes unbedachte Wort kann seine Eitelkeit tödtlich verletzen und ihn zum unversöhnlichen Gegner machen. Jeder Schmeichelei, sie mag noch so plump und grob angelegt sein, ist er zugänglich; jeder Widerspruch bringt ihn in den heftigsten Zorn. In Wien widerfuhr ihm zur Zeit der ersten Delegationsverhandlungen folgendes Abentheuer. Er besuchte mit einigen seiner Bekannten den Maskenball im Saale der Gartenbaugesellschaft. Dort traf einer seiner Begleiter eine bekannte Maske und beredete diese, den General in ungarischer Sprache anzusprechen. Er unterrichtete sie, was sie ihm zu sagen habe, machte sie darauf aufmerksam, dass er es gern habe, wenn man von seinen Siegen spreche, und schärfte ihr ein, des Sieges bei Moor ja nicht zu vergessen. Die hübsche Maske that, wie ihr empfohlen wurde; der General lieb ihren Schmeichelciien ein bereites, entzücktes Ohr, plötzlich aber fuhr er zurück, als habe ihm eine Natter gestochen; die Maske hatte das verhängnissvolle Wort von dem Siege bei Moor gesprochen;

Perczel kehrte ihr wüthend und verächtlich den Rücken und verliess einige Minuten später den Saal. Wehe dem Verwegenen, der dieses Unheil angestiftet, wenn Perczel auf seine Spur kommt.

Da die Linke keine gemeinsamen Angelegenheiten kennt, so muss sie nothwendig auch einen Kandidaten für das zukünftige ungarische Ministerium des Aeussern in petto haben und dieser Kandidat kann kein anderer sein als **Baron Simonyi**. Im Winter 1868 vertrat er die äussere Politik der Linken in der ungarischen Delegation; er interpellirte und entwickelte Programme, um die ihn jeder Kaffeehauspolitiker beneiden muss. Er machte es dem Staatskanzler zum Vorwurf, dass die Russen aus Europa noch nicht vertrieben seien, in einem Athem aber verlangte er die Aufrechterhaltung des Friedens um jeden Preis; wahrscheinlich kennt er Mittel und Wege, die Russen in gütlichem Wege dazu zu vermögen, sich aus Europa hinauszutrollen. Dass er dieses Mittel nicht verrathen, am wenigsten aber den österreichischen Diplomaten preisgeben will, wird Jedermann begreiflich finden; es kann ja ohnehin nicht lange mehr dauern, bis er selbst Minister wird und dann wird er zweifelsohne die von ihm erdachten Auskunftsmitel viel praktischer und taktvoller in Anwendung bringen können, als wer immer sonst. Auch Baron Simonyi's orientalische Politik ist bemerkenswerth. Er liebt die Türken, die Serben, Rumänen, Montenegriner, Bosnyaken und Griechen in glei-

cher Weise. Er will ein grosses Griechenland, unabhängige, freie, christliche Staaten an der untern Donau, aber die Zerstückelung der Türkei will er nicht. Wie er das zu Wege bringen wird, ist abermals sein Geheimniss und es unterliegt gar keinem Zweifel, dass die dummen englischen und französischen Diplomaten vor Neid und Aerger bersten werden, wenn ihnen Herr v. Simonyi zeigen wird, wie die orientalische Frage angepackt werden muss. Er ist auch derjenige Staatsmann, der die Entdeckung gemacht hat, dass die Völkerschaften an der untern Donau vor Liebe und Anbetung gegen Ungarn glühen, dass sie nichts sehnlicher erwarten, als sich den magyarschen Brüdern an's Herz und dann vor die Füsse zu werfen; ja, wenn wir ihm glauben dürfen, so hätten sie dies schon längst gethan, nur die verruchte österreichische Diplomatie und die Abneigung, die sie selbstverständlich gegen Alles was mit Oesterreich verbündet ist, hegen müssen, hat sie bis jetzt daran verhindert. Aber lasst einmal Ungarn vollständig unabhängig sein und, was die Hauptsache ist, gebt Herrn Baron v. Simonyi die Leitung der äusseren Angelegenheiten in die Hand, und Ihr werdet sehen, wie die Serben, Rumänen und Bosnyaken in Pest darum betteln werden, als Vasallen angenommen zu werden. Wer das nicht glauben will, der ist offenbar ein Landesverräther oder ein Pecsovies oder — kein Narr.

Unter einem Schulmeister pflegt man sich gewöhnlich einen grämlichen, abgezehrten und kümmerlich aussehenden alten Mann zu denken; der Schulmeister des ungarischen Unterhauses, Herr **Julius Schwarz**, sieht ganz anders aus. Er ist rosig und blühend vor Gesundheit, ein Liebling der Schönen, geselligen angenehmen Umgangs und hat nur den einzigen Fehler, dass er eben Schulmeister ist. Er ist nämlich der Mann, der den Volksschulunterricht Ungarns zu reorganisiren auf gesunde Basis zu stellen unternommen hat, er hat einige Bücher herausgegeben, in denen sehr viele Daten und sehr schöne Betrachtungen über das heimische Schulwesen zu finden sind; allerdings sind die Daten falsch und die Rathschläge, die er gibt, unausführbar, aber es ist immerhin verdienstlich, Daten zu sammeln und Rathschläge zu ertheilen. Schwarz gehört zur äussersten Linken; auch ihm ist ein Ministerportefeuille in sicherer Aussicht, möglicherweise sogar zwei, denn so gewaltig und grossartig seine Schulreformpläne auch sein mögen, so werden sie doch an Grossartigkeit von seinem Projekte im Eisenbahnwesen noch weit übertroffen. Diese kleinmüthigen deákistischen Pecsovicse mit Seelen, die aus Lequar und ranziger Butter zusammengesetzt sind (wie einer der Mitglieder der

äussersten Linken sich ebenso schön als treffend ausdrückt,) sie quälen sich Jahrelang, um die Hauptstadt Ungarns mit den elenden Salztümpeln, die in der Nähe liegen, mit dem schwarzen, mit dem adriatischen Meere oder mit der Ostsee zu verbinden — was ist das gegen den Geistesflug eines Julius Schwarz, der Pest direct mit dem ochotzkischen Meere verbinden will! — Zwar fragen die Lequárseelen, was denn Ungarn am ochotzkischen Meere zu suchen habe — o die Elenden! haben sie schon vergessen, dass Attila aus jenen Steppen kam, die vom ochotzkischen Meer höchstens ein paar hundert Meilen weit entfernt sind, wissen sie dass es im ochotzkischen Meere vorzügliche Häringe gibt, die für den Katzenjammer, der auf den Rausch der Ultras unweigerlich folgen muss, vorzügliche Dienste leisten werden, und wenn wir wirklich nichts an der Ostküste Asiens zu suchen hätten, wäre die Idee nicht schon deshalb grossartig und schön, weil sie unausführbar ist?

Doch allen Scherz bei Seite gelassen, ist es doch Schade, dass Julius Schwarz, trotz aller seiner Thorheiten und Tollheiten sich der äussersten Linken angeschlossen hat. In dem jungen Manne steckt unstreitig ein eminentes, gewaltiges Talent, in dem Kopfe des jungen Fantasten steckt unstreitig mehr Wissen als in denen aller seiner Parteigenossen zusammengenommen und auf die fünfte Potenz erhoben. Hat er sich ihnen vielleicht eben deshalb angeschlossen, glaubte er unter ihnen leichter sich zur Geltung bringen zu können? Dann hat er vergessen, dass es kein Ruhm ist, neben einem Patay oder Csiky für einen gelehrten Mann gehalten zu werden; zwar steht das alte lateinische Sprichwort „inter vaccas bos est abbas“ auch heute noch, aber sollte Schwarz's Ehrgeiz nicht weiter gehen, als ein solcher abbas zusein?

Als man einen ehrenfesten Debrecziner Spiessbürger fragte, warum er denn für den Abgeordneten **Stefan Patay** gestimmt habe, antwortete er in aller Naivetät: „Ich bitte Sie, wie hätten wir nicht für ihn stimmen sollen, wenn er eine so prächtig weinduftige Stimme hat.“ Darin liegt die Charakteristik des ganzen Mannes, sein ganzes politisches Glaubensbekenntniss und der Schlüssel zu seinem Gebahren im Reichstage. Da er auf der äussersten Linken sitzt, ist er selbstverständlich ganz unglaublich liberal und rother Demokrat. Letzteres zeigt schon die rothe Feder auf seinem Hute. Dass dieser Demokrat und dieser Liberale jeden Andersgläubigen bitter hasst und speziell den Juden, wo es angeht, d. h. wo er der Stärkere ist, durchprügelt, dass er bis zum Excess intolerant ist gegen jede nicht magyarische Nationalität, sei's nun eine deutsche oder eine slavische, das thut hier nichts zur Sache. Patay hält das Vaterland für verkauft und verrathen. Er thut zwar nichts zu seiner Rettung, es sei denn, dass er sich zur Uebertäubung seines patriotischen Schmerzes in einem kontinuierlichen, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen anhaltenden Weindusel erhält und gräulich auf alle Feinde des Vaterlandes, als da sind: Slovaken,

Schwaben, Juden und andere Leute, die gar keine Menschen sind (nach einem ungarischen Sprichworte, welches den Slovaken für keinen Menschen erklärt) flucht. Eigentlich so recht politische Ansichten hat er nicht, wie denn überhaupt die Bildung der Leute seines Schlages auf einer viel zu niedrigen Stufe steht, um feste politische Ansichten zu ermöglichen. Indessen weiss Patay doch, dass Jeder, der nicht „Éljen Kossuth“ ruft, ein Landesverrätther, Jeder, der nicht „hunczut a német“ sagt, ein Pecsovics und Jeder, der nicht „czoki zsidó“ rufen kann, Aristokrat sei. Ihm sind alle drei Sprüchlein geläufig, deshalb ist er guter Patriot, liberal und Demokrat. Seine schönste Eigenschaft ist unstreitig die, dass er nicht so redselig ist, wie die meisten seiner politischen Freunde und dass er, wenn er doch hie und da einen Speech loslässt, sich zumeist auf wenige, energisch hervorgestossene Kraftworte beschränkt, die mit einer ganz unbeschreiblichen, krächzenden und raspelnden Stimme vorgetragen, ihre Wirkung auf die Lachmuskeln der Abgeordneten und des Galleriepublikums selten verfehlen. Sonst aber sitzt er — die Rechte mit grimmigen Blicken messend und fortwährend Verwünschungen und Kraftsprüchlein in den Bart murmelnd oder den Nachbarn zuflüsternd, die geballte Faust auf die Bank gestemmt, auf seinem Platze und bloss wenn der Vaterlandsverrath der Pecovicse auf der andern Seite die Grenze des in seinen Augen Erlaubten übersteigt, verlässt er unter zornigen Scheltworten den Saal.

Er ist jener Abgeordnete, der es einmal ausgesprochen, es sei eine Niederträchtigkeit vom Präsidium, das Haus noch nach zwei Uhr Nachmittags mit nüchternem Magen beisammenzuhalten. Er hielt diess offenbar für ein verstecktes Attentat auf das Leben der Volksvertreter

und erklärte ganz unverholen, das Haus möge in der Sache beschliessen, was es wolle, er scheere sich den T drum und werde essen gehen. Die „Magyar Ujság“ bewies damals, dass nur ein echter Demokrat so sprechen und handeln könne, denn ganz abgesehen davon, dass es ein gewaltiges Verdienst sei, der Regierung zu sagen, sie wolle das Abgeordnetenhaus aushungern, müsse auch jeder anständige demokratische Mensch um zwei Uhr hungrig sein; blos ein Aristokrat und ein Pecsovics speise später und die Thatsache, dass das ungarische Unterhaus häufig bis drei Uhr und später versammelt bleibt, genüge allein schon zum Beweise seiner Nichtswürdigkeit.

Es sind eigenthümliche Leute unter diesen ungarischen Demokraten! Es finden sich unter ihnen gefügte Werkzeuge des Absolutismus und der Reaktion, verkommene nichtsnutzige Subjekte, Ultramontane und Mucker; so würde man sie nämlich in andern Ländern heissen, hier nennen sie sich Demokraten und man glaubt ihnen, dass sie es sind, weil sie hohltönende Phrasen über Vaterland und Freiheit im Munde führen, weil sie das Volk zu bethören verstehen. Da ist z. B. ein protestantischer Mucker der fanatischsten Sorte, Herr **Sigmund v. Bernáth**, ein ehrwürdig ausschender, schöner Greis, der aber leider noch immer in den Zeiten Rákoczy's und Tököly's zu leben scheint, der jeden Nichtprotestanten hasst, und an den verschimmelten Privilegien aus den Zeiten des Wiener und Szathmárer Friedens mit echt lutherischer Zähigkeit hängt, der aber trotzdem als gewaltiger Liberaler, als Freund der Gleichberechtigung und der Menschenrechte gilt.

Bekanntlich hatte sich der ungarische Reichstag und die ungarische Regierung mit der Gleichberechtigung der Juden nicht sonderlich beeilt. Ein Gesetz konnte in dieser Angelegenheit allerdings nicht vor der Krönung des Königs geschaffen werden, allein man hätte immerhin durch einen

Beschluss oder sonst durch eine unzweideutige Kundgebung das Versäumnis des Jahres 1848 gut machen können, und als vollends der König gekrönt war, stand der Gleichberechtigung nichts sonst im Wege, als der Wille der Gesetzgebung. Es ist vergebliche Mühe, dies vertuschen zu wollen; es ist nicht anders, der ungarische Reichstag konnte sich nur schwer und widerstrebend entschliessen, die Gleichberechtigung der Israeliten auszusprechen. Der Grund dieses Widerstrebens aber lag nicht darin, dass man etwa die Nothwendigkeit und Billigkeit der Gleichberechtigung verkannte: die Regierungsmänner und Parteihäupter wussten recht gut, dass die Emanzipation nicht zu umgehen sei und sie waren aufgeklärt genug, eine solche Umgehung gar nicht zu beabsichtigen. Wenn sie aber trotzdem so lange zögerten, ehe sie das befreiende Wort für eine halbe Million Seelen aussprachen, so hatte dies seinen Grund darin, dass man die Juden als Prügelknaben für die übrigen Nationalitäten des Landes benutzen wollte. Diese Letzteren verlangten drohend und drängend nach einem Nationalitätengesetze, dessen Schaffung unter den damaligen Verhältnissen überaus schwierig war. Die Serben und Rumänen haben die allen inferioren Völkerschaften eigenthümliche Tugend, einige Ungerechtigkeit und Unbill leichter zu ertragen und zu erdulden, wenn man ihnen dafür das Recht lässt, auf Anderen, noch tiefer Gedrückten, herumtrampeln zu dürfen; es war ihnen ein süsser Trost, einen Volksstamm in ihrer Mitte zu wissen, der noch unvergleichlich tiefer gedrückt war als sie; mit einem Worte, man benütze die traurige Lage der Juden, um durch den Hinweis auf sie die ungestümen Forderungen der Nationalitäten zu beschwichtigen. Man sagte den Serben und Rumänen: Seh't hin, die Juden sind sicherlich ärger daran als Ihr, das Unrecht, das sie erdulden, ist doch sicherlich ein

schreienderes als dasjenige, welches Ihr zu tragen habt und doch dulden sie schweigend; geduldet also auch Ihr euch ein wenig. In der That duldeten die Juden schweigend und wenn es von der Regierung auch nicht eben hochherzig war, dieses vertrauensvolle Schweigen in dieser Art zu benützen, so kann man es ihr schliesslich doch verzeihen — bekanntlich benutzt die Politik nicht immer die edelsten, reinsten Mittel, sie betrachtet alles, was zum Ziele führt, als gut, und von diesem Gesichtspunkte ausgehend war die sonst durch Nichts zu rechtfertigende Verzögerung der Gleichberechtigung zu entschuldigen. Aber diesen Entschuldigungsgrund konnte nur die Regierung für sich geltend machen; für die Opposition gilt er nicht, denn diese hatte sich nicht darum zu kümmern, auf welche Weise das Drängen der Nationalitäten im Zaume gehalten werden kann, sie, die doch der Regierung mit Freuden auf Schritt und Tritt Verlegenheiten bereitete, war durchaus nicht gezwungen, gerade hier auf den Machiavellismus der Regierung einzugehen. Sie that es trotzdem lange Zeit und zwar aus dem Grunde, weil in ihren Reihen viel weniger aufrichtiger Liberalismus zu finden ist, als in denen der Regierungspartei. Schliesslich aber zwang das Drängen einzelner liberaler Persönlichkeiten, wie z. B. Mandjlovics's, Várady's u. A., die sogar mit einem öffentlichen Skandale drohten, die Linke, in einer Parteikonferenz zu beschliessen, die Judenfrage endlich wieder einmal aufs Tapet zu bringen. Es wurde vereinbart, dass Koloman Tisza den Kultusminister dahin interpelliren solle, wann endlich das längst versprochene Emanzipationsgesetz vorgelegt werden solle? Der greise Bernáth war zugegen, als die Berathungen darüber gepflogen wurden; er entfernte sich aus dem Konferenzsaale ehe ein Beschluss gefasst wurde, und des andern Tages beeilte er sich in offener

Sitzung, noch bevor Tisza seine Interpellation stellen konnte, dieselbe Interpellation, aber in etwas veränderter Fassung vorzutragen; er frug nämlich nicht „wann“ sondern „ob“ die Judenemanzipation ausgesprochen werden solle? Durch diese Fassung war aber der beabsichtigten Demonstration die Spitze und die Wirksamkeit abgebrochen, denn dass die Gleichberechtigung ausgeführt werden müsse, war Niemandem zweifelhaft, es handelte sich einzig und allein um das **Wann**.

Und als später die Gleichberechtigung der Israeliten in der That zum Gesetze wurde, da war abermals Bernáth derjenige, der durch einen jesuitischen Kniff das bereits in zwei Lesungen acceptirte Gesetz illusorisch zu machen und zu paralyisiren versuchte. Er beantragte nämlich, dass statt der Fassung „die israelitischen Bewohner des Landes sind gleichberechtigt mit u. s. w.“ gesagt werden solle: „die israelitischen **Bürger** des Landes.“ Dies hätte allerdings viel pathetischer und schöner geklungen. Was aber der Zweck dieser schöner Fassung war, das zeigte sich wenige Wochen später, als die Ungher Comitatscongregation, in welcher Bernáth grossen Einfluss hat, aussprach, dass die Juden nicht Bürger des Landes seien. Das heuchlerische Amendement Bernáth's bezweckte daher nichts anderes, als die Gleichberechtigung der Juden im Principe auszusprechen, in der Praxis aber die Handhabe zur Umgehung des Gesetzes zu bieten. Und dieser Mann, der einzige, der verbissen genug war, sich dem selbst von den erklärtesten Konservativen als Nothwendigkeit acceptirten Gleichberechtigungsgesetze offen und versteckt zu widersetzen, ihm brachten die israelitischen Bürger seines Wahlbezirks, als ihrem Befreier und Freunde, einen Fackelzug.

In der That, wenn man derlei Dinge hört, wird

man fast zu dem Glauben verleitet, dass Bernáth Recht hatte, und dass diese Leute, die so leicht sich durch gleissnerische Worte hinters Licht führen lassen, wirklich nicht reif für die Gleichberechtigung sind.

Das ungarische Unterhaus hat wie jedes gut organisirte Gemeinwesen auch seine Polizei. Allerdings besteht diese Polizei bloß aus einem einzigen Manne, dessen Thätigkeit und Vielseitigkeit aber die Beschäftigung mehrerer Mitgenossen überflüssig erscheinen lässt. Die Polizeigewalt des Unterhauses ist **Samuel Bónis**. Er liegt mit unermüdlicher Achtsamkeit während der Dauer auch der längsten Sitzungen auf der Lauer, um irgend einen Formfehler, sei er auch noch so klein, der sich un bemerkt einschleichen will, abzufangen und ihn höflicher oder derber Weise hinauszukomplimentiren. Wenn das Protokoll der Sitzungen verlesen wird, halten dies die meisten Abgeordneten für das Signal, um sich ungestört ihren Privatgesprächen und sonstigen Amusements zu überlassen. Nur Bónis's Aufmerksamkeit ist ungetheilt dem Schriftführer zugewendet und wehe diesem, wenn irgend ein Wort, irgend ein Satz nicht so formulirt ist, wie Bónis dies für ordnungsgemäss hält. Er kennt kein Erbarmen; die Sache mag noch so unbedeutend, noch so kleinlich sein, er wird mit tieferster, gewichtiger Miene sich erheben, um den Irrthum zu korrigiren. Die Schriftführer haben oft schon versucht, um diesem nie schlummernden Korrektor zu entgehen, die Protokolle so leise

und rasch zu verlesen, dass kein menschliches Ohr sie zu verstehen im Stande wäre; aber die Polizei ist bekanntlich mit übermenschlichen Ohren begabt und was daher Niemand verstand, das verstand Bónis doch stets und um ja keinen Fehler einschleichen zu lassen, hat er die Praxis angenommen, dasjenige, was er nicht versteht, a priori für irrthümlich und fehlerhaft zu halten. Neben diesem Amte des Polizeichefs und Polizeidieners des ganzen Hauses, übt Bónis noch das spezielle Amt des Staatsanwalts seiner Partei. Er ficht die kleinen, häuslichen Streitigkeiten zwischen der Linken und der Rechten für die erstere aus, er schützt unmündige Oppositionsredner gegen Angriffe der Gegner, deutet und kommentirt im Vollmachtsnamen der Linken die Hausordnung, kurz, er besorgt im Reichstage die häuslichen Angelegenheiten seiner Partei. Er thut dies übrigens stets in gemässigter und gemüthlicher Weise, so dass ihm selbst die Deákpartei, die er doch im Grunde genommen mehr als irgend einer der Oppositionsredner chikanirt und ärgert, doch nicht gram werden kann. Bei den Extremen ist Bónis sehr unbeliebt, denn er hält, wie schon bemerkt, streng auf Ordnung und unterstützt häufig den Präsidenten und die Deákpartei, wenn es gilt, den turbulenten Herren auf der äussersten Linken Zaum und Zügel anzulegen. Jede Zweideutigkeit und Unehrllichkeit ist ihm verhasst, er trägt das Herz auf der Zunge und seine Parteidiscipline geht zwar soweit, dass er bisweilen für eine Sache spricht, die nicht ganz nach seinem Geschmacke ist, aber sie geht nicht so weit, ihn zum Schweigen zu bewegen, wenn er gerade Lust hat zu reden. So kann es ihm auch der linkere Flügel der Linken nicht verzeihen, dass er seiner Zeit bei dem Ehrengerichte in der Somsich-Csernátony Affaire mit zu jenen Ehrenrichtern gehörte, die

da erklärten, mit Csernátony brauche sich ein anständiger Mensch nicht zu schlagen. Man irrt übrigens, wenn man glaubt, Bónis habe dieses Verdikt abgegeben wegen der bekannten Jugendsünden Csernátony's; er ist in dieser Beziehung nachsichtig, denn auch er hat eine lockere Jugend hinter sich, womit jedoch nicht im Entferntesten gesagt werden soll, dass dieselbe mit der Csernátony's irgendwelche Aehnlichkeit gehabt habe. Bónis war ein lockerer Zeisig, Csernátony aber ein — nun es ist besser darüber zu schweigen, was Csernátony war. Aber eben weil Bónis weiss und an sich selbst die Erfahrung gemacht hat, dass man in der Jugend Thorheiten begangen haben und dennoch ein ernsthafter und tüchtiger Mann werden kann, so ist er geneigt, selbst über die Jugendstreiche Csernátony's ein Auge zuzudrücken; was er aber Csernátony nicht verzeihen kann, das ist sein gegenwärtiges Gebahren, vor Allem die Kühnheit, mit der ein Mann von solcher Vergangenheit und Gegenwart den Cato zu spielen wagt.

Ein Táblabiró aus der guten, alten Zeit, vor dem jeder liberale Mann und jeder Fortschrittsfreund den Hut ziehen darf, ist der alte **Paul Luzsinszky**. Obwohl aufgewachsen in jener Epoche, wo der Bürger in Ungarn blos „gleichsam auch ein Mensch,“ der Bauer und der Jude aber ein zweibeiniges Thier war, das man für geringen Schadenersatz ganz ruhig todtschiessen konnte, ist Luzsinszky doch Demokrat in der besten Bedeutung des Wortes, Demokrat ohne Grossthuerei, ohne Nebenabsicht und aus innigster bester Ueberzeugung, Demokrat nicht nur auf der Rednertribüne und in der Politik, sondern auch im sozialen Verkehre und im Kreise der Seinen. Bei dem Alten ist der Liberalismus Herzenssache, er übt ihn unbewusst und ohne eine Anerkennung dafür zu erwarten. Jammerschade ist es nur, dass er in eine politische Umgebung gerathen, wo man mit dem Liberalismus kokettirt, wo man ihn als Aushängschild benützt, ohne sein Wesen zu kennen.

Luzsinszky ist kein grosser Politiker, leicht zu überzeugen und wenn er Jemandem vertraut, auch leicht zu gängeln. Deswegen stimmt er mit seiner Partei, der Linken, auch in Fragen, wo diese den strikt liberalen Standpunkt aus staatsrechtlichen Nergeleien verlässt; wo ihm

aber sein Instinkt sagt, dass dies nicht liberal sei, wo er einsieht, dass der Weg seiner Partei nicht der rechte ist, da hält ihn keine Parteidisciplin und kein Konferenzbeschluss ab, auf jene Seite zu treten, die er für die liberale hält. Luzsinszky gehört zu den ältesten Mitgliedern des Hauses, doch wird ihm dies Niemand, der es nicht vorher weiss, ansehen. So rasch und behende wie er, eilt kein Junger durch die Bankreihen und so entschlossen und flink springt keiner auf, wenn er seine Sache irgendwie gefährdet glaubt. Trotz seines hohen Alters ist tiefes Nachdenken und reifliches Erwägen nicht seine Sache. Er spricht oft ziemlich übereilte Dinge, in der Regel aber doch nüchtern und verständig. Zu den Kapazitäten gehört er nicht, jedenfalls aber zu den Besten des Landes.

Emil Manojlovics ist wohl die einzige tüchtige, practisch verwendbare Kraft, welche die Serben ins ungarische Unterhaus sandten; leider ist dieselbe in der Opposition beinahe lahm gelegt, denn da die gemässigte Linke es nicht für ihre Aufgabe gehalten hat, den materiellen Fortschritt des Landes zu fördern, vielmehr, wo es nur immer anging, aus Parteirücksichten diesen Fortschritt zu hemmen versuchte; konnte auch Manojlovics, der in materiellen Fragen wohl bewandert ist, nur selten dazu kommen, sein Wissen zur Geltung zu bringen. Wo er dies aber konnte, d. h., wo ihm die Parteidisciplin nicht gebot zu nergeln und zu reagiren, da nahm er sich mit Eifer und Geschick der arg vernachlässigten materiellen Interessen an. So war z. B. er es, der die Aufhebung der Wuchergesetze in Anregung brachte. Auch in Sachen der Judenemanzipation erwarb er sich Verdienste, indem er der Erste war, der schon im J. 1866 die Nation an ihre Pflichten in dieser Beziehung mahnte und auch später, nach Ernennung des verantwortlichen Ministeriums seine Partei unaufhörlich dahin drängte, die Sache der Juden zu der ihrigen zu machen. Er konnte schwer durchdringen, denn die Herren Demokraten auf der linken Seite des Hauses sind nur Demokraten für sich und nach

oben, nicht aber nach unten hin. Als es ihm endlich doch gelang, den Parteibeschluss durchzusetzen, nach welchem das Ministerium in der Emanzipation energisch hätte interpellirt werden sollen, da vereitelte Bernáth den Zweck der Interpellation. Nichtsdestoweniger ist Bernáth ein gefeierter Demokrat und von Manojlovics spricht man nicht. Warum er zur Linken und nicht zur Deákpartei gehört, in deren Reihen ihn doch seine Fähigkeiten und seine nüchterne Denkweise verweisen würde, hat er noch Niemandem erklären können. Ich glaube, er weiss es selbst nicht. Der einzige plausible Erklärungsgrund mag wohl der sein, dass er aus Gewohnheit auf der linken Seite sitzt. Über den Austritt der oppositionellen Delegirten aus der Delegation äusserte er sich sehr missbilligend, ja geradezu wegwerfend; trotzdem ging er mit den Andern.

In Westeuropa glauben die Leute, dass ein Parlament seinen Namen daher habe, weil man in demselben spricht, und dass man nur deshalb in demselben spreche, um sich gegenseitig zu verständigen und die Ansichten zu klären. Die Wortführer der grossserbischen und dakoromanischen Richtung aber sind anderer Ansicht. Sie wissen es besser und sind längst zur Überzeugung gekommen, dass ein Parlament nur dazu gut ist, um unter dem Schutze der Freiheit die grösstmögliche Verwirrung anzurichten; deshalb beneiden auch alle Grossserben und Dakoromanen den Abgeordneten **Elias Macellariu** um den genialen Gedanken, im ungarischen Parlamente, wo unter 400 Abgeordneten sicherlich keine 20, und diese auch nur sehr oberflächlich, rumänisch sprechen können, eine rumänische Rede zu halten. Leider huldigte die Mehrheit unseres Abgeordnetenhauses der veralteten, westeuropäischen Ansicht und bestand darauf, das, was eines ihrer Mitglieder spricht, auch zu verstehen. **Macellariu** musste sich daher bequemen, ungarisch zu sprechen, welche Sprache er, wie sich nachträglich herausstellte, viel besser spricht, als das Rumänische. Es will mir daher auch sonderbar erscheinen, warum der ehrenwerthe Abgeordnete gerade gegen die ungarische Sprache so grossen Hass trägt, wäh-

rend er doch das Deutsche anstandslos als Amtssprache seinen Stammesbrüdern aufdringen und aufzwingen half. Die Bach'sche Freiheit war ihm gut genug, aber unter dem Ministerium Andrassy klagt er über unerträgliche Tyrannei. Vor 10 Jahren, als Angestellter der absoluten Gewalt, hätte er wahrscheinlich Jedermann, der den leises-ten Zweifel über die Vorzüglichkeit des Konkordats und des Gendarmenregiments geäussert hätte, auf mehrere Jahre in die Festung schicken helfen; jetzt findet er es ganz in der Ordnung, dass seine Gesinnungsgenossen die Rumänen Siebenbürgens zum Abfalle von Ungarn verleiten wollen und schreit über Gewalt, wenn man sie in diesem lobenswerthen Streben einigermassen zu hindern wagt. Was wohl der Grund dieses sonderbaren Widerspruchs sein mag? Im Jahre 1848 hiess Herr von Macellariu, Mészáros. Dann geschahen einige dunkle Dinge, die hier besser unbeleuchtet bleiben, in deren Folge Herr von Mészáros eine fette Anstellung erhielt und Fleischhacker hiess. Was mag ihn dazu bewogen haben, jetzt Macellariu zu heissen, was der Grund seiner urplötzlich erwachten dakoromanischen Tendenzen sein?

Einer der originellsten Männer im ganzen ungarischen Reichstage dürfte **Baron Friedrich Podmaniczky** sein u. zw. sowohl in seinem Aeussern, als auch in seiner Denk- und Gefühlweise. Er ist aus einer Menge einander schroff gegenüberstehender, unvermittelter Kontraste zusammengesetzt. Sein Charakter ist ein Gemisch von jugendlichem Feuer und reifer Ueberlegung, rastlosem Vorwärtsdrängen und scheuem Zurückhalten, rücksichtsloser Offenheit und diplomatischer Schweigsamkeit. Es ist geradezu, unmöglich, eine genaue, und vor Allem, eine motivirte Schilderung dieses Charakters, eine Erklärung dieser Gegensätze zu bieten. Man muss den Baron genau kennen, um ihn zu begreifen und ihn achten und lieben zu lernen. Das bizarre Gepräge seines Charakters drückt sich schon in der äussern Erscheinung aus. Er, der hochgebildete, vielgereiste, vorurtheilslose Gentleman hat ein unbezwingliches Faible für die überladenste Nationaltracht. Man sieht ihn nie anders, als in kurzem Attila, von lichtgrauer oder brauner Farbe, die Brust von schwefelgelben, brandrothen oder sonst schreiend gefärbten Schnüren bedeckt. Die Beinkleider sind von ähnlicher Farbe und Verschnürung, jedoch von polnischer weiter Form. Zu dieser Tracht passt das interessante, melancholische, ganz englisch aus-

sehende Gesicht wie die Faust aufs Auge. Der Kopf eines genialen Staatsmannes auf einem Leibe, gehüllt in die Tracht eines Hajduken.

Solange Podmaniczky jung war, machte sich seine Excentrizität in allerlei tollen, verwegenen Streichen Luft. Als man ihn nach Beendigung des ungarischen Unabhängigkeitskampfes als gemeinen Soldaten in das österreichische Fuhrwesenkorps steckte, verdankte er diesen excentrischen Streichen seine Befreiung aus der eben nicht angenehmen Stellung. Man verbot ihm, seinen Wagen durch seinen Diener schmieren zu lassen: da zog er Glacéhandschuhe an, schmierte in diesen die Axen gemüthlich ein und liess sich dann von seinem Diener die Handschuhe von den Händen ziehen. Diese kleine und leicht verzeihliche aristokratische Sprödigkeit abgerechnet, war Podmaniczky im Uebirgen seinen Kollegen, den gelehrten Herren Fuhrwesensgemeinen, ein freundschaftlicher und guter Kamerad, sein Geldbeutel und sein Tisch war ihnen stets offen. Er gab Gastmähler, wo Champagner in Strömen floss, aber nur für die Gemeinen seines Korps. Durch all' dieses brachte er es zuwege, dass die Disciplin in diesem seinen Korps auf's furchtbarste gelockert wurde. Der Gemeine, der Champagner trank, während sein Offizier sich mit schlechtem Biere begnügen musste, den Podmaniczky in den Stand setzte, mit Geld um sich zu werfen, während die armen Lieutenants kaum das Nothdürftigste zum Leben hatten, dünkte sich selbstverständlich mehr und besser als der Offizier; es kam zu Raufereien aller Art, bei denen ebenso selbstverständlich die Offiziere in der Regel den Kürzeren zogen, kurz die Wirthschaft wurde gar bald so arg, dass man, um ein Ende zu machen, Podmaniczky in ein anderes Korps versetzen oder avanciren lassen wollte, denn man konnte

ihm doch unmöglich verbieten, seinen Kameraden Geld zu borgen und für sie offenen Tisch zu halten. Allein nun erklärte Podmanitzky, er sei stolz darauf, österreichischer Fuhrwesensgemeiner zu sein, es behage ihm diese Existenz ganz ausserordentlich und er erkläre jeden für einen Hundsfott und Hochverräther, der anderer Ansicht sei; er wolle weder Offizier werden, noch aus dem Fuhrwesenkorps, gegen das er anfangs, und wie er jetzt gestehen müsse, irrthümlicher Weise, einige Vorurtheile gehegt, versetzt werden. Es blieb nichts Anderes übrig, als dass man ihn endlich halb mit Gewalt aus den österreichischen Militärdiensten entfernte. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, dass Podmaniczky nichts Anderes durch sein tolles Benehmen erreichen wollte. Aehnliche Dinge lassen sich von ihm zu Hunderten erzählen, doch fallen sie in frühere Decennien. Jetzt ist Podmaniczky Staatsmann und seine Excentrizität macht sich blos in seiner Kleidertracht noch geltend. Er war in jüngster Zeit oberster Redakteur des Parteiorgans der gemässigten Linken, des „Hazánk“, welches er mit grosser Mässigung und nicht ohne Geschick geleitet hat. In früherer Zeit schrieb Podmaniczky einige recht angenehme Novellen in ungarischer Sprache, die aber jetzt, obwohl sehr mit Unrecht, schon ganz aus der Mode gekommen sind. — In Pest kennt ihn jedes Kind; er ist hier eine populäre Volksgestalt, die höchst wahrscheinlich in einem halben Säculum der Volkssage angehören und durch poetische Ausschmückung ihrer originellen Thaten verewigt werden wird.

Einer der ruhigsten Köpfe in der gemässigten Linken ist Paul Szontagh aus Neograd. Er selbst pflegt sich gern einen alten Táblabiró zu nennen, ist es aber durchaus nicht und unterscheidet sich schon hiedurch vortheilhaft von den meisten seiner Partei, die auf einem, wer weiss, wie hohen universellen Standpunkt zu stehen vermeinen und doch tief befangen sind im Zopfthume des altehrwürdigen avitischen Schlendrians. Von dem ungarischen Táblabiró hat Szontagh blos die Gemüthlichkeit und Bonhommie; sein Geist hat im 1848-er Jahre eine gute Schule durchgemacht und er hat gelernt, die Dinge auch von einem andern Standpunkte aus zu beurtheilen, als vom Kirchthurme seines Geburtsdörfchens aus. Als Redner ist Paul Szontagh kurz, bündig, klar und scharf. Er spricht selten, aber seine Reden sind inmer interessant und treffend. Die Schwächen und Gebrechen seiner Partei kennt er sehr genau, doch sagt seinem Gemüthe die Lehre Tisza's und Ghyczy's mehr zu, als das gar zu realistische Ausgleichswerk Deák's. Trotzdem er aber die Beschlüsse und Handlungen seiner Partei oft sehr hart und schonungslos kritisirt, unterwirft er sich doch denselben mit einer bewunderungswürdigen Disciplin. Er hält es für ein Gebot der Konsequenz, bei jener Partei aus-

zuharren, der man sich einmal angeschlossen, selbst wenn die politischen Ansichten sich unterdessen geändert haben sollten. Ob er sich aber sonderlich grämen würde, wenn eines schönen Tages die ganze Linke als Partei sanft im Herrn entschlief, bezweifle ich sehr.

Einer der leidenschaftlichsten Deákisten, Parteimann aus ganzer Seele und mit aller seiner Kraft, ist **Wilhelm Tóth**. In seinen Augen ist schon die Existenz der Linken ein Verbrechen und er geräth in die höchste Aufregung, wenn man dieser ihm verhassten Partei auch nur in der kleinsten nebensächlichsten Frage einmal Recht gibt. Ihm trifft wirklich der von der Linken so oft erhobene Vorwurf, dass man im jenseitigen Lager alles, was die Opposition beantragt, schon aus dem Grunde verwerfe, weil sie es eben beantragt habe, denn in der That ist in seinen Augen all' dasjenige, was von den gegenüberliegenden Bankreihen ausgesprochen und geplant wird, an und für sich schlecht und verwerflich; nur mit Widerstreben fügt er sich, wenn Deák hie und da auf die Ansichten der Gegner eingeht. Abgesehen von diesem Fehler, gehört Wilhelm Tóth zu den liebenswürdigsten Persönlichkeiten des ungarischen Parlaments. Dieser Liebenswürdigkeit verdankt er auch seine rasche Karriere; als eine der jüngsten Kräfte des Reichstags wurde er zum Schriftführer gewählt und zeichnete sich dort durch die chevalereske und doch energische Weise aus, in der er seiner Partei vom Präsidentenbureau aus Dienste zu leisten wusste. Kein Schriftführer verstand jemals und

wird jemals die Kunst besser verstehen als er, die Anträge der eigenen Partei in eindringlicher Weise vorzutragen, während die gegnerischen Anträge ohne Betonung, ohne Sinn und Verständniss herabzetrirt werden. Wilhelm Tóth ist auch der Erfinder der seltenen Kunst, bändestarke Vorlagen in wenigen Minuten vorzulesen; seiten- und blätterweise pflegte er derlei Schriftstücke zu überschlagen, kaum der zwanzigste Theil gelangt oft zur wirklichen Verlesung und doch konnte die Gegenpartei ihn niemals bei einer Auslassung ertappen, so geschickt wusste er die Seiten zu überhüpfen, so geschickt jedes Verständniss unmöglich zu machen.

Emerich Csengeri ahmt ihm in der letzten Zeit diesbezüglich nach, doch brachte er es keineswegs zu derselben hohen Vollendung.

Wilhelm Tóth ist trotz seines rothen Haupt- und Barthaares ein gefällig aussehender, besonders zur Repräsentation geeigneter Mann. Deshalb wurde er auch mit Vorliebe zu allen Nuntien verwendet und es nahm sich oft gar seltsam aus, wenn der Nuntius des bürgerlichen (oder doch bürgerlich sein sollenden) Unterhauses so ritterlich und männlich im ritterlichen Oberhause auftrat, während dasselbe ritterliche Oberhaus gewöhnlich seine Nuntien durch ein Männlein übersandte, dessen jämmerlich zerbrochene Gestalt alles eher war, denn ritterlich.

Gegenwärtig ist Wilhelm Tóth Ministerialrath. Böse Zungen wollen behaupten, er habe sich dieses Amt eigentlich ersungen.

Ich will hierüber nicht entscheiden und blos zweierlei bemerken, erstens, dass Tóth zu den tüchtigsten Beamten seines Ministeriums gehört, zweitens, dass er aller-

dings als Konzertsänger des Deáklubs fungirte. Er besitzt eine sonore, wohlklingende Stimme und übte dieselbe einige Male zum Ergötzen seiner Parteigenossen im Klublokale.

Tüchtige Industrielle pflegen in der Regel ruhige, klare Köpfe, und wenn sie sich mit Politik beschäftigen, besonnene, vorsichtige Politiker zu sein. **Johann Vidats** macht eine vollständige Ausnahme von dieser Regel. Seine Maschinenfabrik in Pest gehört unstreitig zu den bestgeleiteten des Landes und seine Politik ist doch die leidenschaftlichste selbst in der durch ihre Besonnenheit keineswegs berühmten äussersten Linken. Käme es auf ihn an, so würde er lieber heute als morgen gegen das bitter gehasste Oesterreich losschlagen und dass er nur Sicheln und Sensen gegen die Hinterladergewehre, blos Pflüge gegen die gezogenen Kanonen ins Feld führen könnte, würde ihn keinen Augenblick zurückschrecken. Doppelt erbittert und leidenschaftlich ist er, seitdem er bei Gelegenheit der Pester Bürgermeisterwahl gegen Herrn von Szentkirályi mit Glanz durchgefallen ist. Seit jener Zeit ist Pest in seinen Augen ein sündiges Gomorrha, welches je eher in Schwefel und Feuer erstickt werden soll, ja ich glaube, dass er gegen eine kleine Revolution schon aus dem Grunde nichts einzuwenden hätte, weil dann vielleicht die Zitadelle am Blocksberg Pest in Trümmer schiessen würde.

Man sagt, dass Herr von Vidats mit Berlin in

Verbindungen stehen soll, die nicht alle rein geschäftlicher Natur sind; ich kann das nicht glauben, schon aus dem Grunde nicht, weil Vidats von viel zu grosser Verachtung gegen das Deutschthum, sei es nun ein preussisches oder ein österreichisches, erfüllt ist, um von diesem irgendwelche Hülfe, gleichviel gegen wen, anzunehmen. Sollte aber von anderswoher, z. B. von den Ufern des Comerces, die Weisung ergangen sein, sich der dummen Schwaben einstweilen zu den eigenen Zwecken zu bedienen, dann freilich wäre es etwas Anderes.

Uebrigens gehört Vidats zu jenen wenigen Mitgliedern der äussersten Linken, die wenn man von ihrer Leidenschaftlichkeit und von ihren politischen Fantasien abieht, ganz tüchtige und brauchbare Männer sind. Sollte es irgend welchen Ereignissen gelingen, Herrn von Vidats davon zu überzeugen, dass auch noch andere Wege zum Heile Ungarns führen können, als jene, die von Kosuth vorgezeichnet werden, so kann er seinem Lande noch sehr wesentliche Dienste leisten. Er wäre dazu berufen, der Legislative in industriellen Angelegenheiten, bei Zollbündnissen u. dgl. werthvolle Aufklärungen zu geben, er könnte bei Verhandlung solcher Fragen ein gewichtiges Wort mitsprechen. Dass er es nicht gethan, ist traurig genug und ein schlechtes Zeugniß für seinen durch Parteileidenschaft verblendeten Patriotismus. Aber wie gesagt, aus Herrn von Vidats kann möglicherweise noch einmal ein tüchtiger, für das Vaterland nützlicher Mann werden; auf welche Weise die Herren Madarász, Csanády, Csiky, Patay u. s. w. jemals dem Lande Nutzen werden leisten können, vermag heute noch kein Mensch abzusehen.

Das Jahr 1849 hat Berühmtheiten an die Oberfläche gebracht, die in einer ruhigeren Zeit, wo die kritische Sonde an Personen und Charaktere sorgfältiger angelegt werden kann, sehr rasch in ihr ursprüngliches Nichts zurücksinken müssten. Eine solche Berühmtheit ist **Sabbas Vukovich**, der Justizminister des 1849-er Jahres: zwar dass er ein tüchtiger Jurist ist, ein Mann, der alle Schlupfwinkel des Gesetzes kennt, kann ihm nicht abgestritten werden, aber ein tüchtiger Jurist ist noch kein Staatsmann, und Vukovich hat während des kurzen Halbjahres, welches er im Parlament zubrachte, zur Genüge bewiesen, dass er durchaus nichts weiter ist, als ein genauer Kenner der Justizgesetze. Unter den haarspalterischen, kleinlichen Rechtstüftlern der gemässigten Linken that er sich als Einer der Haarspalterischsten, Kleinlichsten hervor. Er konnte sich niemals zu der Höhe hinaufschwingen, zu untersuchen, ob ein neues Gesetz von politischem Nutzen, von politischer Opportunität sei; er untersuchte nur, ob dasselbe sich aus dem corpus juris hungaricum herleiten lasse oder nicht, ob die neuen Paragraphen denen, die er vor 20 Jahren nicht geschaffen hatte, entsprächen oder nicht. Seine Reden sind keine Parlamentsreden, sondern juristische Exceptiones und

Dupliken, seine Beweisgründe keine politischen Argumente, sondern zivilrechtliche Weisartikel. Man sollte meinen, dass ein Mann, der in der Revolutionszeit Minister gewesen, der sich so lange im Auslande aufgehalten, zum Mindesten ein echter Demokrat sein wird — allein auch hier irrt man. Vukovich hat durch seine Rede in der Weizehnfrage bewiesen, dass er kein Verständniss für die Bedürfnisse der untern Volksschichten habe. Er bewies dies in so hohem Grade, dass selbst die Linke, deren Demokratie doch wahrlich nicht sehr radikaler Natur ist, es für gut fand, seine Rede todtzuschweigen. Und will man noch einen Beweis, dass Vukovich kein Demokrat sei, so braucht man nur zu wissen, dass er sich schämt, ein Serbe zu sein, und bei jeder Gelegenheit dagegen protestirt für einen solchen gehalten zu werden.

Wenn **Eduard Zsedényi** nicht zu trocken und zu vernünftig dazu wäre, sässe er seit einem Jahre statt in den Reihen der Deákpartei, auf der Linken, vielleicht auf der äussersten Linken. Bei Gelegenheit der ersten Delegationsverhandlungen fühlte er sich durch irgend einen Beschluss seiner Partei gekränkt und kann es seitdem nicht unterlassen, dieser bei jeder möglichen Gelegenheit ein kleines Bein zu stellen. Er opponirt, interpellirt, und nergelt, ganz als ob er bei Tisza in die Schule gegangen wäre. Namentlich in der Delegation ist das Ministerium des Aeussern die Zielscheibe seiner kleinen Bosheiten; es muss also wohl die ihm angethane Kränkung, mit den äussern Angelegenheiten in irgend einem Zusammenhange stehen. Bei seinem Opponiren hütet sich aber Zsedényi sehr wohl, bis an jene Grenze zu gehen, wo ein Erfolg dieses Opponirens möglich wäre; er weicht immer geschickt zurück, wenn er bemerkt, dass sein Widerstand gefährlich werden könnte, denn es ist durchaus nicht seine Absicht, dem Ministerium zu schaden, er will es nur zärtlich necken. Anfangs missverstand die Deákpartei diese Liebesbeweise und war oft ernstlich ungehalten über ihr undisciplinirtes Mitglied; jetzt aber hat man sich an Zsedényis Plänkeleien gewöhnt und weiss, dass er

nicht so böse ist, als er gern glauben machen möchte. Zsedényi ist konservativ, aber in des Wortes bester Bedeutung. Er kann sich zwar schwer entschliessen, das bessere Neue statt des guten Alten anzunehmen, hat er es aber gethan, so dient er der neuen Sache mit Treue und Ergebung. Die 1848-er Gesetze fanden an ihm einen eben so warmen Anhänger, als früher die avitische Verfassung, und gegenwärtig kämpft er mit derselben Beharrlichkeit für die 1867-er Gesetze. In allen Freiheitsfragen steht er auf liberalem Standpunkt, nur in religiösen Fragen kann er den engherzigen lutherisch-protestantischen Gesichtskreis nicht verlassen. Er sympathisirt in diesem Punkte vollständig mit Bernáth und mit Tisza. Der Grund mag wohl darin liegen, dass es eine Zeit gab, wo jenes kleinliche Beharren auf den pergamentenen Privilegien, welches heute, dem parlamentarischen Fortschritt gegenüber, als reaktionär bezeichnet werden muss, den Eingriffen der absoluten Macht gegenüber die einzige Schutzwehr der Freiheit der Kirche war. Damals, es war gegen Ende der 50-er Jahre, galt Zsedényi unter den Protestanten Ungarns als der Liberalsten Einer; er steht heute auf demselben Standpunkt wie damals, und wundert sich, dass man Dasselbe, was früher als liberal galt, jetzt als zopfig betrachtet. Möglich, dass er seine Ansichten ändern, sich zur Höhe der Zeit erheben wird, wenn ihm die Erfahrung die Überzeugung verschafft, dass man sich gegen den freien parlamentarischen Staat nicht durch dieselben Mittel zu schützen braucht, wie gegen den ultramontanen Absolutismus.

Schade, dass Anton Zichy der Deákpartei angehört; sässe er auf den linken Bankreihen, so wäre ihm, wenn dereinst seine Partei ans Ruder gelangt, der Posten eines Marineministers oder eines Admirals sicher; er hat ein unbezwingliches Faible für alles Schaukelnde, Schwankende und folglich auch fürs Schiffswesen. In den Delegationen war er Referent der Marineabtheilung und erfüllte als solcher getreulich sein Amt, indem er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit das vortrug, was ihm sein Kollege aus der österreichischen Delegation oder Kontreadmiral Tegetthof anrieth. Ursprünglich verstand er eigentlich sehr wenig vom Seewesen, aber er warf sich mit solchem Eifer, mit solcher Hingebung auf sein neues Fach, besonders auf das Studium der österreichisch-ungarischen Marine, dass er nun jede Panzerplatte an allen Panzerfregatten Sr. Majestät von innen und aussen kennt, die Lebensgeschichte jedes einzelnen Schiffes auswendig weiss und auf ein Haar berechnen kann, wieviel Schmieröl eine Maschine von so und so viel Pferdekraft im Jahre konsumirt — doch nein berechnen kann er dies nicht, denn das Rechnen war von jeher seine schwache Seite; er begnügte sich, seinen Gewährsmännern das zu glauben, was sie sagen. Für Tegetthof hegt er eine grenzenlose

Verehrung, er lässt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seinen Kollegen ins Gedächtniss zu rufen, wie es patriotische Pflicht sei, den Sieger von Lissa auf den Händen zu tragen. Als er der Delegation das erstmal seine Gefühle gegen Tegetthof ausplauderte, liess man ihn gewähren; nachgerade aber wurden diese Gefühlsergüsse sehr langweilig und man lachte Herrn von Zichy, unbeschadet der Achtung vor dem tapfern Admiral, weidlich aus.

Zichy gehört zu dem rechten Flügel der Deákpartei, zu den Konservativen. Als noch die weiland Rechte bestand, kokettirte er in sehr bedenklicher Weise mit ihr, jetzt aber hat er sich der Parteidisciplin vollkommen gefügt und wenn er auch in den Sektions- und Klubberatungen manchmal leise über den unerhörten halsbrecherischen Radikalismus, dem man sich hingebe, jammert, so fügt er sich doch und lässt im Plenum die Partei niemals im Stiche. Selbst in den Schulangelegenheiten stimmte er nicht mit Herrn v. Tisza und wenn er sich auch ob Pulszky's verwegener Ketzereien bekreuzigte, so liess er sich doch nachträglich durch Eötvös beruhigen.

Das enfant terrible des Ministeriums und der Abscheu jedes rechtgläubigen Oppositionsmannes ist der Minister des Innern, **Baron Béla Wenkheim**. Er ist vom Scheitel bis zur Sohle vollendeter Cavalier, grossmüthig, freigebig — und oberflächlich. Anfänglich sah er Alles in rosenfarbigstem Lichte; gewohnt, in seinem an Erfolgen so reichen Privatleben auf keine, oder doch nur auf „reizende“ Hindernisse zu stossen, dachte er sich auch das Regieren als eine Art höheren Sport, wo man mit Elegance, feiner Tournure und etwas Kühnheit unfehlbar an's Ziel gelangen müsse. Die äusserste Linke war in seinen Augen das Schmollen des schönen Weibes Hungaria — bald aber musste er gewahr werden, dass es hier bei einigen zärtlichen Neckereien sein Bewenden nicht haben werde und als er sah, dass die Kossuthschen sich in all' zu aufdringlicher Weise um die Gunst der Schönen bewerben, da verstand er fernerhin keinen Scherz. Einige Energie nun hätte dazumal allerdings nicht geschadet, aber der Minister ging in seiner eifersüchtigen Hitze zu weit, er erklärte den Ruhestörer kurzweg für einen „notorischen Landesverräther“ und als dann der Reichstag denselben Landesverräther ohne Schwierigkeiten als Reichstagsab-

geordneten verificirte, ihn also gleichsam rehabilitirte, da war Baron Wenkheim, wie man zu sagen pflegt, ein wenig blamirt. Die Extremen werden ihm natürlich die Blasphemirung ihres Turiner Heilandes niemals verzeihen, sie halten ihm sein damaliges Fiasco bei jeder Gelegenheit vor und in der That trägt dasselbe die hauptsächliche Schuld daran, dass Wenkheim der unpopulärste sämmtlicher Minister ist. Er hat übrigens auch sehr viel unter der schiefen Stellung, in welcher sich ein ungarischer Minister des Inneren den Municipien gegenüber befindet, zu leiden; er wird für alle Unzukömmlichkeiten in der Administration des Landes verantwortlich gemacht, ihm treffen die Klagen wegen der zunehmenden Räubereien und der allgemeinen Unsicherheit — und doch wäre thatsächlich auch der energischste Minister ausser Stande, hier zu helfen, es sei denn, dass er mit offener Gewalt von den widerharigen, indolenten Municipien und Komitaten das erzwänge, was zu verweigern diese ein verfassungsmässiges Recht haben, nämlich Ordnung und Gehorsam.

So lange dies so bleibt, das heisst so lange die ungarische Comitatsverfassung nicht in parlamentarischem Sinne reformirt wird, so lange muss jeder ungarische Minister des Innern ein *pictus masculus* bleiben und so lange ist an Ruhe und Ordnung im Lande nicht zu denken.

Wenkheim ist ein recht guter Parlamentsredner; es mangelt ihm weder an Logik, noch an Überzeugungskraft und wenn seine Reden auch keine oratorischen Meisterwerke sind, so verfehlen sie doch selten ihren Zweck. Wenkheim spricht gewöhnlich aus dem Stegreife, doch widerfährt es ihm hiebei manchmal, namentlich wenn er sich ereifert — und dies geschieht sehr leicht

— dass er sich verwirrt und dann stecken bleibt. Er weiss sich jedoch in solchen Fällen zu helfen, indem er den zur Hälfte vollendeten Satz ganz ruhig bei Seite lässt und einen neuen beginnt.

Et nunc venio ad fortissimum virum. **Josef Madarász**, oder wie die landläufig gewordene Leseart des „Borszem Jankó“ lautet — „Hadarász Józsep“, der Zukunfts-Kossuth Ungarns, der gewaltige Parlaments- und Csárda-Redner, der Cato mit dem ewig lächelnden Antlitze — wird von boshaften Pecsovicsern auch der „Clown des Unterhauses“ genannt. In der That, wenn man absieht von dem, was er selbst und die von ihm geführte Partei, die äusserste Linke, von ihm halten, so bleiben dem Manne in Wirklichkeit nur komischburleske Eigenschaften. Von ihm gilt dasselbe, was von seiner ganzen Partei gesagt werden muss: er könnte gefährlich werden, wenn er vernünftiger wäre; da er letzteres nicht ist, da ihm Vernunft und Talent, seine himmelstürmenden Pläne auszuführen, absolut mangeln, so kann dieses Cato unermüdliches „ego autem censeo, Carthaginem (lies Austerriam) esse delendam“ im ungarischen Parlament nur Heiterkeit erregen. So oft Madarász spricht, ist dies ein Fest für die Rechte; er ist fast der Einzige aus der ganzen extremen Linken, dem die Rechte stets mit Vergnügen und Aufmerksamkeit zuhört, den sie oft jubelnd applaudirt und stets verlacht. Diejenigen der Leser, die den Mann niemals sprechen gehört und gesehen, sondern

seine Reden bloß gelesen, können nur einen matten Begriff von der zündenden, auf die Lachmuskeln eines vom delirium flens patrioticum der Ultras noch nicht angesteckten Menschen unwiderstehlichen Wirkung Madarász'scher Expectorationen haben. Denn erstlich säubert das gefällige Stenografenbureau diese Reden, bevor sie in Druck gelegt werden, von den köstlichsten, wirksamsten Sprachschnitzern von dem schönsten, unverständlichsten Phrasenwuste, sodann aber gehört zum vollständigen Goutiren solcher Reden die Madarász'sche Mimik, Betonung und Gestikulation wie der Bart zum Ziegenbock. Man denke sich ein kleines, schäbig aussehendes Männchen, mit glattgeschorenem Schädel, mächtigem Barte und listig zwinkern den Augen unter buschigen Brauen, dazu eine salbungsvolle, bald pathetisch glucksende, bald kläglich schluchzende Stimme, Aermchen, die jetzt drohend gleich Dreschflegeln in der Luft herumpfichteln, dann prophetisch gen Himmel gehoben, dann wieder inbrünstiglich über die Brust gekreuzt werden, dazu einen Redeinhalt, der so nichtssagend als möglich und in welchem der einzige, mit einiger Sicherheit zu verfolgende Gedanke der unermessliche Jammer ums verkaufte Vaterland ist, und man hat Madarász als Redner. Er spricht niemals von seinem Sitze, sondern stets, und wenn er noch so wenig zu sagen hat, von der Rednertribüne aus. Das Haus hat sich schon derart gewöhnt, ihn dort „arbeiten“ zu sehen und findet dies Schauspiel so ergötzlich, dass, wie er das Wort ergreifen will, sofort die Rufe ertönen: „auf die Tribüne, auf die Tribüne!“ Er wird in der Regel mit heiteren Zurufen empfangen, seine Kraftstellen werden beklatscht und ihm scheinen diese Erfolge eben recht zu sein, denn sie versetzen ihn zumeist in eine gehobene Stimmung und stacheln ihn zu stets lustigeren Capriolen.

Madarász schönste Thaten sind seine Finanzanträge und die von ihm inscenirte Monstrepetition. Er war es, der bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Staatsschuld beantragte, Ungarn solle, statt einen Theil dieser Schuld zu übernehmen, sich von Oesterreich das herauszahlen lassen, was es in den Jahren 1849—1867 an Steuern geleistet; sein ist der unsterbliche Gedanke, das Volk darüber abstimmen zu lassen, wie viel jeder Einzelne von den Staatsschulden auf sich zu nehmen bereit sei; die Summe dieser einzelnen „Staatsschuldenfatirungen“ solle dann den Antheil Ungarns an der Staatsschuld bilden; seinem Kopfe entsprang schliesslich auch die rettende Idee, der argen Steuermisère dadurch ein Ende zu machen, dass man gar keine Steuern einhebe. Die Bedürfnisse des Staates wollte er vorerst wahrscheinlich aus jenem Gelde decken, welches seiner Ansicht nach Oesterreich an Ungarn zurückzahlen muss; wäre dieses aufgezehrt gewesen, so hätte der geniale Mann sicherlich ein neues Auskunftsmittel entdeckt. Leider hatte der Reichstag kein richtiges Verständniss für derlei Reformpläne, er votirte trotz des Protestes der Madarász'schen Partei die von der Regierung vorgelegten Steuergesetze und unser Mann wurde dadurch gedrängt, den Beweis zu liefern, dass die „ungeheuere Majorität des wahren Volkes“ die Segnungen, welcher er es theilhaftig machen wolle, besser zu würdigen wisse, als das „corrupirte“ Parlament. Madarász sendete reisende Apostel über das ganze Ungarn; kein Dorf, kein Weiler, keine entlegene Puszta war diesen so gering, dass sie nicht hingeeilt wären, die Lehre ihres Heilandes auch dort zu predigen. Länger denn zwei Monate hindurch währten diese Kreuzpredigten und da jene Sorte von Aposteln, deren sich Madarász bediente, nichts un-

entgeltlich thut, so ist es ein, heute noch nicht aufgeklärtes Geheimniß. von wannen der äussersten Linken die Geldmittel zuflossen, um ihre Agenten so lange in Athem zu erhalten. Doch dieses Geld mag seine Quelle gehabt haben wo immer, im Norden oder im Osten — herausgeworfen war es in jedem Falle, denn der Erfolg stand in sehr kläglichem Verhältnisse zu den angewendeten Mitteln. Kaum zehntausend Unterschriften brachte Madarász für seine Petitionen zusammen, mit denen er die Regierung und das Unterhaus zugleich stürzen wollte. Das ganze Ungarn aber zählt mehr als eine Million Wähler und wenn daher auch hinter jeder der von Madarász vorgelegten Unterschriften ein Wähler gestanden wäre, so hätten diese doch bewiesen, dass kaum ein Prozent der Wähler Verständniß für die Beglückungstheorien der äussersten Linken habe. Eine genauere Untersuchung aber ergab noch ganz andere Resultate. Vor Allem zeigte es sich, dass ein guter Theil der Unterschriften einfach gefälscht war, indem theils längst gestorbene, theils gar nicht existirende Personen in die gegen das Parlament geführte Phalanx gestellt wurden. Der Rest gehörte Leuten an, welche die Organe der Ultra's selbst als „Gesindel“ (csöselék) bezeichneten und nur ein sehr geringer Theil war von wirklichen Wählern unterschrieben. Es erging also Madarász mit seiner grossen Petition nicht besser, als mit seinen Reden und mit seinen Anträgen — er wurde ausgelacht. Voll Würde und Hoheit ertrug er auch bei dieser Gelegenheit den Spott der verderbten Welt, gestand mit rühmenswürdiger Freimüthigkeit die kleinen Fälschungen zu, die er im Interesse des Vaterlandes vorgenommen hatte und verschwand dann auf einige Monate vom politischen Schauplatze.

Grosser Muth — weder moralischer noch physischer

— gehört nicht zu den Eigenschaften unseres Helden. Er versteht die Kunst, die bösen Leidenschaften der Hefe des Volkes aufzustacheln, es zu Gewaltthaten zu treiben — aber bevor der von ihm angefachte Sturm losbricht, weiss er stets seine eigene Haut „für das Vaterland“ in Sicherheit zu bringen. Und als die äusserste Linke das Gemetzel von Félegyháza angerichtet hatte und im ganzen Lande ein Aufschrei der Entrüstung über die verbrecherische Verwegenheit der Unruhestifter ertönte, als selbst im Parlamente hinter den Coullissen Stimmen laut wurden, die verlangten, man solle die Abgeordneten, die zu derlei Schändlichkeiten ihre Immunität missbrauchten, den Gerichten überantworten, als selbst die gemässigte Linke die Regierung zu energischer Strenge drängte — da überkam tödtlicher Schreck den grossen Volksmann, er zitterte für sein kostbares Leben und brachte dasselbe in irgend einem verborgenen Schlupfwinkel so lange in Sicherheit, bis er sah, dass der allgemeine Grimm verraucht, die Gefahr verzogen war. Das Ministerium Andrassy hielt es nicht der Mühe werth, an die Ritter von der traurigen Gestalt auf der äussersten Linken Hand anzulegen, obwohl das Parlament dem Laufe der strafenden Gerechtigkeit keine Hindernisse in den Weg gestellt hätte — und so kamen sie denn nach und nach wieder aus ihren Verstecken hervor und waren wenige Monate später sämmtlich wieder grosse Helden. Madarász aber liegt der Schreck von damals noch in den Gliedern und seinen Reden mangelt seitdem der echte Humor und die rechte Komik.

Es ist leicht begreiflich, dass die Mitglieder des abgelaufenen Reichstages mit Sehnsucht und Verlangen dem 10. December 1868, der ihrer Plage ein Ziel setzen sollte, entgegen sahen. In der That gehörten die Arbeiten dieses Reichstages nicht zu den Leichtesten und namentlich in den letzten Wochen wurde von den Abgeordneten eine Ausdauer verlangt, gegen welche die jener Tagarbeiter, die in düsteren Kohlengruben 16 Stunden täglich arbeiten, reines Kinderspiel ist. Am inbrünstigsten aber sehnte sich nach dem Schlusse der Session sicherlich der vielgeplagte Präsident **Karl Szentiványi**. Ihm brachte die Schlussitzung Erlösung von den Mühen eines Amtes, welches seine Kräfte überstieg. Um zu verstehen, was Szentiványi während der dornenvollen drei Jahre seines Präsidiiums gelitten, muss man ihm auf dem Präsidentenstuhle gesehen haben, rathlos dem tobenden Wogen der entfesselten Parteileidenschaft zusehend, sturmläutend und die allgemeine Verwirrung durch die eigene vermehrend. Szentiványi war ein Präsident so gewissenhaft und unparteiisch, wie nur jemals Einer; nie hat er es versucht, die Redefreiheit zu beschränken oder durch jene tausend Mittelchen, die einem Vorsitzenden zu Gebote stehen, seine Partei zu begünstigen — aber

er trieb seine Achtung vor der parlamentarischen Redefreiheit und seine Besorgniss, parteiisch zu erscheinen, bis zum Excess, bis über jene Grenze hinaus, welche die Einhaltung der parlamentarischen Ordnung erheischt. Sein ist daher die Schuld, wenn es in den Sitzungen des ungarischen Unterhauses bisweilen herging, wie beim babilonischen Thurmbau, wenn die einfachsten Fragen derart verwirrt wurden, dass schliesslich Niemand aus und ein wusste. Nachgerade wurde das Lärmen und systemlose Durcheinanderreden in den Sitzungen zur Gewohnheit des Hauses und wenn späterhin Szentiványi sich in einzelnen Fällen zu einem Acte der Energie aufraffen und Ordnung schaffen wollte, so erwiesen sich seine Bemühungen der chronisch gewordenen „Unruhe“ gegenüber als wirkungslos.

Greifen wir eine beliebige Sitzung heraus, um an ihrem Verlaufe zu sehen, wie es in der Regel unter Szentiványis Vorsitz herging. Der Beginn der Sitzung ist auf 10 Uhr angesagt; es ist schon eine halbe Stunde darüber, aber der Saal ist noch leer, denn die anberaumte Eröffnungszeit wird regelmässig nicht eingehalten. Endlich erscheint der Präsident, nimmt auf seinem Sitze Platz und lässt seine Blicke mild lächelnd über die leeren Bankreihen schweifen. Nach einer kurzen Besprechung mit seinem vertrauten Generalstabe (bestehend aus den Schriftführern Emil Csengery, Dimitrievics, Mihályi und Ludwig Horváth) ergreift er die Präsidentenglocke — in jüngster Zeit ist diese durch eine Telegraphenleitung ersetzt worden, die auf einen Druck am Präsidententisch im ganzen Hause, in allen Corridoren und in allen Nebensälen Glockensignale gibt — und verführt ein minutenlanges energisches Geläute. Dreimal wird dieses wiederholt, bis die Mehrzahl der Abgeord-

neten aus den Corridoren in den Sitzungssaal geströmt ist. Hierauf mehrmaliges Geläute, um der im Saale herrschenden Urruhe insoweit Herr zu werden, dass die stereotype Eröffnungsformel verstanden werden kann; sodann Authentikation des Sitzungsprotokolles und Anmeldung der Einläufe. Alles unter fortwährendem Auf- und Zugehen der Saalthüren, eifrigem und nicht eben leisem Geplauder der Abgeordneten und sonstigen Beweisen des allgemeinen Mangels an Aufmerksamkeit. Die Debatte beginnt. So lange die Reden und Gegenreden einander folgen, ohne dass die Intervention des Präsidiums zum Behufe der Fragestellung oder der Formulirung eines Beschlusses nothwendig wäre, geht die Sache noch ganz leidlich — den obligaten Lärm natürlich abgerechnet. Zwar gibt es hie und da gewaltiges Geschrei, wenn z. B. Pulszky der Linken in seiner Art Complimente macht, oder wenn Csanády der Majorität ihre Nichtswürdigkeit und seine eigene Vortrefflichkeit auseinandersetzt; in solchen und ähnlichen Momenten erheben sich drohend hunderte von Stimmen und von Händen, Witzworte und Grobheiten fliegen hin und her, es wird wohl auch tobend verlangt, dass man dem Redeer das Wort entziehe — aber der Präsident gibt seine olympische Ruhe nicht auf; der Lärm der Debatten übt auf ihn dieselbe Wirkung, wie das Geklapper der Mühle auf den schlafenden Müller — er schläft nur desto fester, mit offenen Augen zwar und, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur heimlich, aber doch süß und ruhig. Wie im Traume fährt er manchmal nach der Glocke, läutet hie und da auch wirklich ein wenig — aber dabei hat es auch sein Bewenden und der Lärm hört erst auf, wenn die lautesten Schreier heiser geworden sind. Dann schmunzelt wohl der Präsident im Traume und er

denkt sich: „Dacht ichs doch! wozu die Mühle sperren? Wenn das Wasser abgelaufen ist, bleibt sie ganz von selbst stehen.“ Bedenklich aber wird die Sache, wenn Karl Szentiványi eingreifen muss in den Gang der Debatten, wenn er die Fragen zur Abstimmung formuliren, die Beschlüsse aussprechen muss. Keine Frage ist so einfach, der er nicht irgend ein Häkchen abzugewinnen vermöchte, mit dessen Hülfe sich die schönste Verwirrung anrichten lässt, und keine Frage ist so verwirrt, dass er sie nicht noch mehr verwirren könnte. Das Aergste aber ist, dass der Präsident selbst am Besten weiss, wie geringes Glück er mit seinen Fragestellungen hat und daher jedem Einwurfe — es mag begründet oder unbegründet, klug oder unvernünftig sein — willig Gehör schenkt und sich dann die Mühe nimmt, allen Einwürfen auf einmal gerecht zu werden. Es kommen da bisweilen die komischesten, ergötzlichsten Dinge heraus und es wird auch in der Regel nicht eher Ordnung, bis Deák oder Bónis dem Präsidenten, der mit der wachsenden Verwirrung stets mehr den Kopf verliert, aus dem selbstgeschaffenen Labirynte heraushelfen.

Und trotz alledem ist Szentiványi kein schlechter Präsident; die Unordnung, die unter seiner Leitung einriss, war oft im höchsten Grade ärgerlich, ja sie hinderte in mancher Beziehung den raschen Fortgang der Berathungen; unter einem energischen Präsidenten hätte unser Parlament um ein gutes Stück mehr von den ihm zugefallenen grossen Aufgabe lösen können — das lässt sich allerdings nicht läugnen. Besser aber, dass Weniger geschah, als dass das Geschehene mit Verletzung der parlamentarischen Redefreiheit durchgesetzt worden wäre. Die Deákpartei war ihres Sieges gewiss, sie brauchte die rednerischen Ausschreitungen der Gegner nicht zu

fürchten und indem diesen Gelegenheit wurde, sich vollständig auszutoben, milderte sich die anfänglich so überaus grosse Gereiztheit der besiegten Parteien. Die geringste Verletzung der Redefreiheit hätte einen offenen Bruch herbeiführen können, ja die äusserste Linke suchte sichtlich die Gelegenheit zu solchem Bruche, sie hätte gar zu gerne sich vom Präsidententische aus massregeln lassen, um einen Vorwand zu gewinnen, die Sitzungen unter Ecclat zu verlassen. Es gehört das Phlegma, die Indolenz und die Engelsgeduld eines Szentiványi dazu, um ihren Provocationen gegenüber die Ruhe niemals zu verlieren. Dass im ungarischen Parlamente keine Scenen vorfielen, wie jene im böhmischen Landtage, als die Czechen davonliefen, ist grossentheils ihm zu verdanken.

Der beste Redner des Unterhauses und das will hierzulande viel sagen — ist **Paul Somssich**. Ruhig und gemessen, scheinbar kühl bis ins Herz hinan und ohne sich für seinen Gegenstand zu erwärmen, hält er seine parlamentarischen Vorträge, die gleichwohl an zündender Wirkung selten übertroffen werden. Er siegt durch die Enthüllung der hellen, überzeugenden Wahrheit, die alle Zweifel niederschlägt, durch seine eiserne Logik, die alle Sophismen und Hypothesen seiner Gegner über den Haufen wirft. Somssich spricht zu dem Verstande und blos zu diesem, aber mit so eindringlicher Schärfe, dass alle Sentimentalität sich beschämt in ihr Schneckenhaus zurückzieht und dem siegenden Geiste die Palme überlässt. Sein Organ ist nicht stark, aber klangvoll und geschmeidig; die Sprache handhabt er mit ausserordentlicher Meisterschaft und der Redestrom fliesst ihm so glatt über die Lippen, als ob er aus einem Buche lesen würde, obzwar die meisten seiner Reden improvisirt, die Eingebung des Momentes sind. Er ist der Schrecken der oppositionellen Redner; wenn die Wogen der Debatten am höchsten gehen, wenn die Linke ihre besten Kräfte in's Treffen geschickt und es diesen fast gelungen, den moralischen Sieg zu gewinnen: dann erhebt sich Soms-

sich und vernichtet mit wenigen Worten den ganzen Eindruck, den die Koryphäen der Opposition durch die ausserordentlichsten Anstrengungen hervorgebracht. Seine Angriffe richtet er zumeist gegen die Führer der Opposition; mit den *dii minorum gentium* gibt er sich entweder gar nicht ab, oder er thut sie zu Dutzenden auf einmal ab, wie man Disteln köpft.

Somssich steht in dem Geruche eines Conservativen und vielleicht ist er im Grunde des Herzens conservativ; allein in den letzteren Jahren war er nicht weniger liberal, als welches Mitglied des Unterhauses immer, und da gebe ich einem verkappten Conservativen, der in der Praxis liberal ist, jedenfalls den Vorzug vor jener Sorte der Liberalen, die mit freiheitlichen Phrasen um sich werfen und doch den alten Zopf niemals los werden. Ueberhaupt hat es mit dem conservatismus in Ungarn eine eigenthümliche Bewandtniss; wer dem nationalen Chauvinismus nicht huldigt und mag er sonst von den liberalsten Intentionen geleitet sein, der wird als conservativ verschrien, während die nationalen Heisssporne, deren Liberalismus nicht weiter reicht als ihre politische Einsicht, als Heroen der freisinnigen Ideen gelten.

In der abgelaufenen Session war Somssich Vicepräsident; in der nächsten Session dürfte er zum Präsidenten gewählt werden, wenn man es nämlich rathsam finden wird, ein solch eminentes Talent brach zu legen. Auf dem Präsidentensitze, den er übrigens bisher nur bei den wichtigsten Fragen und nur dann eingenommen, wenn er sich bereits an der Debatte aktiv betheiliget hatte, ist er sehr energisch, die Opposition sagt sogar: tyrannisch; Parteilichkeit konnte auch sie ihm nicht vorwerfen; er ist als Vorsitzender die verkörperte Hausordnung und kennt keine Nachsicht.

Ungeachtet des lebhaftesten Selbstbewusstseins oder vielleicht eben in Folge desselben, ist Somssich im öffentlichen, wie im Privatleben ungemein bescheiden; er nimmt keine Führerrolle in Anspruch. will nicht als Führer gelten und legt bei jeder Gelegenheit die innigste Pietät gegen den grossen Führer der Partei, gegen Franz Deák, an den Tag. Trotzdem opfert er nicht leicht seine Selbstständigkeit und seine persönliche Ansicht auf, und in den Clubberathungen fällt nicht selten sein Wort entscheidend in die Wagschale. Ueber die Clubberathungen hinaus ist Somssich der energischste Verfechter der Parteidisciplin; den Beschlüssen des Clubs unterordnet er sich unbedingt.

Der zweite Vizepräsident des Unterhauses **Salamon Gajzágó** ist das direkte Widerspiel des Präsidenten **Szentiványi** in seinem Aeussern sowohl, als in seinem Charakter und in seiner Amtsführung. Während **Szentiványi** das Präsidiren in der Regel dazu zu benützen pflegt, um ein gemüthliches Schläfchen mit geschlossenen oder offenen Augen zu halten, achtet **Gajzágó** peinlich auf jede Wendung der Debatte und es kann ihm kein gesprochenes Wort entgehen. Während **Szentiványi** bis zum Exzess ein Verehrer der Redefreiheit ist, dermassen, dass selbst die grössten Ungebührlichkeiten ihm nicht dazu bewegen können, einem Redner das Wort zu entziehen: handhabt **Gajzágó** die Präsidentenglocke mit unerbittlichster Strenge und mehr als einmal hat er, ohne dass ihn die gebieterische Nothwendigkeit dazu gezwungen hätte, exzedirende Redner gemassregelt. **Szentiványi** liebt das viele Sprechen nicht, er beschränkt seine Fragen und Antworten und das Dirigiren der Debatten vom Präsidententische aus auf das Nothwendigste: **Gajzágó** hingegen liebt feierliche und weitschweifige Wendungen und erläutert in umständlicher Weise die an sich klarsten Dinge, aber allerdings muss ihm das Verdienst zugespro-

chen werden, dass er als Präsident musterhafte Ordnung zu halten versteht.

Die Deákpartei liebt ihn als Präsidenten sehr, weniger die Linke und am wenigsten die äusserste Linke, deren Ungezogenheiten er durchaus nicht duldet. Dass er ihr geradezu Unrecht thut, kann nicht gesagt werden, aber dass man ihm auch auf dem Präsidentenstuhle anmerkt, er gehöre zur Deákpartei, muss zugegeben werden und dies ist immerhin vom Übel.

Gajzágó ist Dichter, ich habe nie eines seiner Gedichte gelesen, aber wenn dieselben ihrem Verfasser gleichen, so müssen sie sämmtlich von Weltschmerz und ähnlichen traurigen Dingen erzählen; denn man kann sich nichts Wehmüthigeres, Trauererweckenderes vorstellen, als Gajzágó's düstere, schwermüthige Gesichtszüge und seine ganze schlanke und doch zusammengesunkene Gestalt.

D^r BALLAGI GÉZA.

DRUCK DER DEUTSCH'SCHEN BUCHDRUCKEREI U. VERLAGS-ACTIEN-GESELLSCHAFT

